*Paed. Pr.*
4424

# Blüthen & Früchte

Paed. Pr.

Blüthen

4424

Siehe Seite 85.

BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

# Blüthen und Früchte

für

# die liebe Jugend.

Zweite Auflage.

Hamburg.
Verlag von J. G. Oncken.
1861.

Bayerische Staatsbibliothek München

BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Der silberne Thaler, oder: Gott erhört Gebet .... | 1 |
| Eine Sünde führt zur andern ..... | 6 |
| Kindliche Einfalt ..... | 9 |
| Fritz Oberlin ..... | 11 |
| Aufrichtigkeitsliebe ..... | 13 |
| Die kleine Rosalie..... | 15 |
| Die kleine Waise..... | 18 |
| Letzter Wunsch eines Kindes ..... | 21 |
| Meine Mutter hat nie gelogen ..... | 23 |
| Die warme Decke ..... | 25 |
| Weihnacht..... | 27 |
| Der Tannenbäum ..... | 29 |
| Edelsinn eines Indianers..... | 36 |
| Gesegnetes Wort eines Kindes ..... | 40 |
| Ernst..... | 42 |
| Aus einer guten That erwachsen viele ..... | 43 |
| Der Waisenknabe..... | 48 |
| Der lieblose Sohn..... | 50 |
| Die erbetene Schutzmauer ..... | 52 |
| Sprüchlein ..... | 55 |
| Forschet in der Schrift ..... | 56 |
| Morgengebet eines Kindes ..... | 57 |
| Der gelungene Versuch..... | 58 |
| Hirtentreue ..... | 63 |



STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Seite

Kindliche Einfalt des Glaubens, oder: Der Regenschirm zur rechten Zeit ..... 65
Frühe üble Gewohnheiten..... 67
Sehet die Lilien auf dem Felde ..... 69
Kindlein, liebet einander..... 71
Das kranke Kind ..... 74
Der verschüttete Bergmannsknabe ..... 75
Der kluge Esel..... 78
Der gläubige Schiffsjunge..... 80
Abendlied ..... 82
Washington und sein Vater..... 84
Das Spiel gewonnen, den Frieden verloren..... 86
Das fröhliche Kind ..... 88
Der junge Märtyrer..... 90
Der Himmel..... 95
Gottes Wunderwege ..... 96
Lasset die Sonne nicht über eurem Zorn untergehen 99
Unser Vater im Himmel sorgt für uns..... 100
Die Hunde des St. Bernhard..... 101
Das gefundene Taschenbuch..... 105
Sie hat gethan, was sie konnte ..... 109
Das Kind an den Heiland ..... 113

MUNCHEN

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

# Der silberne Thaler, oder Gott erhört Gebet.

---

Es war eine Zeit großer Dürftigkeit in einer Gebirgsgegend Amerika's, als eine arme Frau, die in einer kleinen Hütte im Gehölz wohnte,

kein Brot für ihre Kinder hatte. Sie war krank, und besaß weder Freunde noch Geld. Doch kannte

sie den einzig unfehlbaren Retter in der Noth und hoffte auf ihn; zu Gott wandten sich ihre Gebete, — von Ihm, der die jungen Raben speist, erflehte das arme Weib Nahrung für ihre Kleinen.

Eines Morgens, als sie sich eben von ihren Knieen erhob, ging ihr kleines Töchterlein zur Thür hinaus. Auf der Schwelle fesselte etwas Glänzendes den Blick der Kleinen. Sie bückte sich, und siehe da, es war ein silberner Thaler. Schnell eilte sie in's Haus zurück und gab ihn ihrer Mutter. Diese spähte voll Verwunderung zur Thür hinaus, — doch kein Mensch ist zu sehen, auch sind weder Fußtritte noch Wagenräder vernehmbar.

Woher aber der Thaler? Hatte der liebe Gott ihn gesandt? Ja sicherlich kam er aus Gottes Hand, aber auf welche Weise? War der Thaler vom Himmel herabgeregnet, oder hatte ein Englein ihn von daher gebracht? Nein, der liebe Gott hat auch ohne besondere Sendboten immer Mittel und Wege zur Erhörung des Gebets. Er berührt irgend eine geheime Feder an der großen Maschine der Vorsehung und ohne daß eine Störung im Ganzen eintritt, ist die Hülfe da.

Zuweilen ist uns wie jener armen Frau die Art und Weise unsrer Errettung verborgen. Dann staunen wir, während doch unsre tägliche Erhaltung nicht

minder Gottes Werk ist, nur daß Er in diesem Falle den Vater, die Mutter oder andere Menschen dazu gebraucht, unsere Bedürfnisse zu befriedigen. Leider aber sehen wir oft nur auf diese, und vergessen des Lenkers der Herzen.

Nun sollt Ihr aber auch erfahren, wie der Thaler auf die Thürschwelle gekommen war. Es traf sich, daß ein frommer junger Schmidt in Geschäften des Weges ging. Es waren von seinem Wohnorte bis zur Poststation einige Meilen. Er ließ also sein Gepäck auf dem Personenwagen dorthin fahren, während er selbst zu Fuße ging. Man nöthigte ihn zwar, mitzufahren, da das Wetter schwül war und es stäubte; unser junger Freund aber hatte sich einmal vorgenommen, zu Fuße einen kürzeren Weg durch den Tannenwald zu suchen. Fröhlich schritt er nun weiter, als er plötzlich eine menschliche Stimme aus einer einsam stehenden kleinen Hütte hervordringen hörte. Dies bewog ihn, hinzugehen und auf die Stimme zu lauschen und bald merkte er, daß drinnen gebetet wurde. Aus dem Gebete vernahm er, daß die Beterin arm, krank und verlassen sei.

Wie kann ich dieser Armen zu Hülfe kommen? hieß es nun im Herzen des jungen Mannes.

Er griff in seine Tasche und zog einen Thaler

hervor, — den ersten, den er sein eigen nennen konnte. Der Thaler war für ihn eine bedeutende Summe, denn er war damals nicht reich, wie er es jetzt ist. Das alles aber hielt ihn nicht zurück; es drang ihn, den Thaler der armen Frau zu geben.

Da der Thaler von Silber war, so mußte er natürlich durch seinen Glanz Jedem, der die Hausthür öffnete, in's Auge fallen. Der junge Mann legte ihn daher auf die Schwelle, und verbarg sich in der Nähe des Hauses, wo er den Verlauf der Sache beobachten konnte. Bald gewahrte er zu seiner Freude, wie das kleine Mädchen heraustrat und den gefundenen Schatz aufhob, worauf er vergnügt weiter zog.

Zu diesem bestimmten Zwecke also war der silberne Thaler in die Hände des jungen Mannes gerathen, denn Ihr seht ein, daß ein Papier-Thaler leicht weggeflogen wäre; auch hatte unser Freund sich bewogen gefühlt zu gehen, anstatt zu fahren, weil — ja, einen Grund dazu hatte er eigentlich nicht. Der liebe Gott aber kannte wohl die Ursache dieses Ganges. Oft meinen wir, unser eignes Geschäft zu verrichten, während es doch des Herrn Aufträge sind, die wir unbewußt vollführen, und Er durch uns die Gebete seiner Kinder erhört.

Unser Freund, der junge Schmidt, ist jetzt ein ehrwürdiger Greis.

Gott hat ihn im Irdischen reich gesegnet. Seit

jenem Tage hat er Tausende verschenkt; doch hat ihm gewiß keine Liebesgabe größeren Genuß bereitet, als seine erste, — die des silbernen Thalers.

# Eine Sünde führt zur andern.

Die Blumen prangten im Garten, der nahe Wald stand im herrlichsten Schmuck, und eine Schaar fröhlicher Knaben sah erwartungsvoll den nahen Sommerferien entgegen.

Es war der vorletzte Tag vor den Ferien. „Geh' ja nicht an den Teich, Georg," sagte die Mutter, als ihr Söhnchen aus dem Hause fortging. Allein

Georg befolgte nicht immer das Gebot: „Ihr Kinder gehorchet euren Eltern." Am Ende der Straße zwischen dem grünen Gebüsch schimmerte hie und da das klare Gewässer des Teiches hindurch. „Ich will ihn mir nur einen Augenblick besehen," dachte Georg und beging somit die erste Sünde. Dann wurde es ihm schon leichter, schnellen Schrittes an den Teich zu eilen, und als er dort mehrere seiner Gefährten fand, vergaß er bald gänzlich die mütterliche Mahnung.

Ach, daß er's that! Bald lud ihn sein Freund Wilhelm zum Baden ein, und ohne Bedenken nahm Georg die Einladung an. Die andern Knaben gingen nach der Schule. Beim Baden bestieg Georg

eine am Teiche angebrachte Leiter, und sprang von oben in's Wasser hinab. Er tauchte nicht wieder auf; sein Freund Wilhelm gerieth in Angst, lief an's Ufer, kleidete sich an und eilte in die Schule.

Als Georg's Schwester Mittags nach Hause kam, fragte die Mutter: „Wo ist denn Dein Bruder?" „Er war heute nicht in der Schule," war die Antwort. Angstvoll eilt sogleich der Vater an den seinem Sohne verbotenen Ort. Ach, dort lagen Georg's Kleider im weißen Sande! In's Wasser hinein watend, bis es ihm an die Brust trat, bückte sich der Vater, und hob den entseelten Körper seines Sohnes aus dem Wasser.

Nicht weit von der Stelle war eine Werkstätte, wo man Wilhelm's Nothruf ganz gut hätte vernehmen können. Warum rief er denn nicht um Hülfe, als er seinen kleinen Gefährten versinken sah? Kaum mag ich es sagen: er scheute sich zu verrathen, daß er selbst am Teiche und seinen Eltern ungehorsam gewesen war. Ja, lieber, als seine Sünde zu bekennen, ließ er den armen Knaben umkommen.

Noch immer ist der Teich in E— sehr lieblich. Noch immer laden seine klaren Gewässer, von Bäumen und Blumen umgeben, das Auge zur Bewunderung ein; aber Einer kann Alles dieses nur mit blutendem Herzen ansehen: — Wilhelm sieht den Teich nie, ohne

zu denken: „Mein Ungehorsam gegen meine Eltern war Schuld an dem frühen Tode des armen Georg.“

Ach, wer sollte sich nicht vor dem ersten Schritt zum Bösen fürchten, da er zu so Schrecklichem führen kann! Hüte Dich, liebes Kind, vor der ersten Sünde.

## Kindliche Einfalt.

Albert, ein muntrer kleiner Knabe, besuchte eines Nachmittags mit seiner Schwester eine Freundin ihrer Mutter. Albert war vier Jahre alt, und freute sich lebhaft über Alles, was er sah. Besonders fesselte der Haushund seine Aufmerksamkeit. Dieser hieß Tom. Beim Abendbrot setzte sich der Hund an die Seite seiner Herrin und erwartete seine Tasse Milch. Albert mußte darüber sehr lachen. Wäh-

rend man sich um den Theetisch versammelte, wurde der Herr des Hauses hinausgerufen, und bei der lebhaften Unterhaltung unterließ man es, ein Tischgebet zu sprechen. Die Dame des Hauses war nicht gewohnt, es selbst zu thun, und reichte daher ihren Gästen den Thee, ohne daß man Gott vorher für diese Gabe gedankt hätte.

Unserm kleinen Albert kam das gar ungewohnt vor. Sich von dem Hunde wegwendend, sah er zur Dame hinauf und sagte: „Vater betet immer," und da sie dies Wort nicht zu beachten schien, fügte er hinzu: „und wenn Vater nicht da ist, so betet Mutter." Jetzt verstand die Dame das Kind: sie dankte ihm in ihrem Herzen, und fühlte sich tief beschämt, von einem unmündigen Kinde an ihre Pflicht erinnert werden zu müssen. Nie vergaß sie seine Mahnung. Wie köstlich sind solche zarte Früchte einer christlichen Erziehung!

## Spruch.

Himmelsgaben groß und klein
Lerne andachtsvoll zu schätzen,
Soll der Thau die Kelche netzen,
Müssen sie geöffnet sein.

# Fritz Oberlin.

Fritz Oberlin, der nachmalige bekannte Pfarrer im Steinthale, sah eines Tages, als er noch ein Knabe war, daß böse Buben einer armen Frau ihren Korb mit Eiern umgestoßen hatten. Die Frau weint und ist trostlos. Fritz kommt dazu, schilt mit dem ihm eignen Muthe die bösen Buben aus, läuft dann nach Hause, holt seine ziemlich gefüllte Sparbüchse, giebt ihren Inhalt der weinenden Frau, und

eilt dann eben so schnell wieder fort.

Ein anderes Mal sieht er eine alte Frau an der Bude einer Trödlerin. Die Alte handelte um ein Kleidungsstück. „Ach," seufzte sie, „mir fehlen noch fünf Kreuzer, können sie mir die nicht ablassen?" Die Trödlerin will aber von ihrem Preise nicht abgehen. Die Alte geht schon traurig davon, als Fritz zu der Verkäuferin hinspringt, ihr die noch fehlenden Kreuzer in die Hand drückt und ihr zuflüstert, der Alten jetzt den Rock zu überlassen. Diese wird nun zurückgerufen, ehe sie aber unserm Fritz danken kann, ist er schon weit davon.

Speiset die, die Hunger leiden,
Und die durstig sind, die tränkt,
Eilt die Nackenden zu kleiden,
Tröstet die ein Kummer kränkt.
Schwache sucht zu unterstützen,
Und Bedrängte zu beschützen.
Doch thut dies in Jesu Namen,
Dann spricht er dazu sein Amen.

# Aufrichtigkeitsliebe.

Es war einst ein frommer König von Dänemark, Canut genannt, der mußte oft von seinen Schmeichlern hören, daß er einer der mächtigsten Könige sei, und nicht blos über Länder, sondern auch über das Meer zu gebieten habe.

Der König liebte über Alles die Aufrichtigkeit;

deswegen waren ihm die närrischen Schmeicheleien widerlich. Als er nun eines Tages am Meeresufer spazieren ging und einige von seinen Hofleuten um sich hatte, deuteten diese auf die wogende See hin und begrüßten ihren König als den Gebieter über dasselbe.

Der König setzte sich nahe am Ufer nieder und rief wie im vollen Ernste: „Meer, da ich dein Beherrscher bin, so gebiete ich dir, mir nicht nahe zu kommen und meinen Fuß nicht zu berühren!“ — Allein es war eben die Zeit der Fluth, und das Meerwasser drang immer näher an den König hinan, bis er ganz durchnäßt war.

Nun erhob er sich, wandte sich gegen seine Diener und sprach: „Ihr Schmeichler! sehet hier euren mächtigen König, von dem ihr rühmet, daß auch das Meer ihm unterthan sei, und der doch durch seinen Befehl keinen einzigen Wassertropfen von sich abhalten kann. — Keiner ist mächtig als Gott allein, und Niemanden gebührt die Ehre, mächtig genannt zu werden, außer Dem, der alle Dinge erschaffen hat und erhält, und der allein der Allmächtige ist. Denkt daran und lernet Aufrichtigkeit!“ Von dieser Stunde an ließen die Schmeichler den König Canut in Ruhe.

# Die kleine Rosalie.

An einem Sonntag Abend, als die Familie, bei der ich zum Besuch war, um den Tisch saß, fragte mich eines der kleinen Mädchen des Hauses sehr ernst: „Ist es wahr, lieber Onkel, daß Gott uns nach dem Tode vor das Gericht bringen wird?"

„Ja wohl," erwiderte ich; „diejenigen, die Böses gethan haben, werden bestraft, und die, welche Gutes gethan, werden ewig glücklich gemacht werden. Wie wird es Dir aber ergehen, liebes Kind? Wird Gott Dich bestrafen oder belohnen? Hast Du Gutes oder Böses gethan?"

„Böses, lieber Onkel," antwortete Rosalie mit rührender Aufrichtigkeit und Einfalt.

„Verdienst Du also belohnt oder bestraft zu werden?"

„Ich verdiene bestraft zu werden."

„Ja," war meine Antwort, — „Du und ich und alle Menschen haben gesündigt, und sind in Gottes Augen strafbar. Glaubst Du, Rosalie, daß Deine Bestrafung eine gerechte sein würde?"

„Ja, gewiß."

„Du wünschest es aber nicht, nicht wahr?"

„Nein."

„Gott bestraft Dich auch ungern," sagte ich weiter, „und als Er sah, daß Du Unrecht thatest, betrübte es ihn, denn er liebte Dich und sprach: „ „Ich muß ein Mittel zu ihrer Errettung anwenden, damit sie in das Himmelreich eingehe, und weißt Du,

was Er für Dich that?" "

„Ach, sagen Sie es mir, lieber Onkel."

„Gott sandte seinen Sohn Jesus Christus auf diese Erde, um einen Weg in den Himmel zu öffnen, — ja, auch für Dich, mein Kind. Er erlitt die Schmach und die Schmerzen unsrer Sünden. Er ließ sich

von den bösen Juden gefangen nehmen und hinrichten. Sie hängten ihn an das Kreuz, schlugen ihm grausame Nägel durch seine Hände und Füße, und während Er unter Angst und Pein da hing, spotteten sie seiner. Er aber betete: „Vater vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.“ Dann neigte Er sein Haupt und starb, — Er starb für Dich. „Durch seine Wunden sind wir geheilt.“ Er starb, um Dich von der Hölle zu retten, und Dir eine Heimath im Himmel zu erwerben. „Glaubst Du das?“

„Ja wohl.“

„Liebst Du den Heiland, und verlässest Dich auf Ihn?“

„Ja, lieber Onkel.“

„Dann wirst Du auch gern Seinen Willen thun, — Deinen Eltern gehorchen, die Wahrheit reden und immer suchen recht zu thun. Um das Alles aber thun zu können, mußt Du täglich Gott um Kraft bitten, die er Dir auch geben wird.“

Jetzt hielt ich inne. Nach einigen Augenblicken sahen wir, wie sich aus der Brust der kleinen Rosalie Seufzer hervordrängten. „Was fehlt Dir, Rosalie?“ fragte ich. Keine Antwort. Noch immer kämpfte sie stille mit Thränen und Seufzern. Endlich erfaßte ich ihre Hand. „Liebes Kind, bitte, sage mir, warum Du weinst?“

„Ich weine," sagte sie endlich, „weil Christus so viele Schmerzen für mich erlitten hat."

Selig Alle, die das Himmelreich empfangen wie ein kleines Kind: mit kindlicher Liebe, Demuth und Reue.

Der Blutstrom, welcher auf den Stoß
Des Speers aus Jesu Seite floß,
Schreit nun in Zeit und Ewigkeit
Für Sünder und Barmherzigkeit.

# Die kleine Waise.

Ein Kind lag schlafend in einer schattigen Laube. Als seine Augen sich zum Schlummer schlossen, mußten seine Händchen voll schöner Blumen gewesen sein, denn rings umher bedeckten Blüthen den Erdboden, und noch umschlossen seine zarten Finger eine weiße Rose. Das Kind hatte sich arglos in die Laube gelegt, aus der nur seine kleinen nackten Füßchen, die auf dem grünen Rasen ruhten, hervor sahen. Sein Gesicht war

sanft und schön, und die breite freie Stirn zeugte von Geist und Leben.

Aber keine zärtliche Mutter, keine liebevolle Schwester bewachte das schlafende Kind. Ach, es war eine Waise; ihr Vater und ihre Mutter ruhten in der kühlen Erde. Niemand hatte sich aufgemacht,

das verirrte Kind zu suchen. Es war ein verlassenes Kind der Armuth, und die kalte, geschäftige Welt kümmerte sich nicht um sein Gehen oder Bleiben, sein Wachen oder sein Schlafen.

Doch die kleine Schläferin war nicht von Allen vergessen. Ein unsichtbarer Freund schützte sie mit mütterlicher Zärtlichkeit; — Er, der einst kleine Kinder in seine Arme nahm und sie segnete, verließ die kleine Waise keinen Augenblick. Oft öffneten sich die rosigen Lippen der Kleinen zu süßem Lächeln.

Und ob auch kein menschliches Auge das Lächeln erfreute — Gott erblickte es mit Wohlgefallen.

Endlich war der Schlummer vorüber. Das Kind erwachte und streckte seine Glieder. Es stand auf und fing an die Blüthen und Knospen um sich her wieder aufzulesen. Kaum jedoch hatte es die Schätze in Händen, als eine Dame sich der Laube näherte und hastig rief: „Johann! Johann“! Ein Bedienter erschien und wurde mit bösem Vorwurf angeredet: „Hab ich Euch nicht befohlen Bettler aus dem Garten zu halten? Und doch finde ich in der Laube ein schmutziges, elendes Bettelkind. Geschieht so etwas noch einmal, so verliert Ihr Euren Dienst. Schickt das Kind gleich fort; ich werde meinen Kindern nicht erlauben, mit Bettelkindern umzugehn.“

Johann hörte stillschweigend seiner Herrin Worte an, und als sie fortging, wandte er sich zum Kinde. Das süße Kind spielte noch mit den Blumen, obgleich der böse Ton der Dame es etwas erschreckt hatte. Glücklicherweise verstand es nicht die Bitterkeit der Rede.

Der Bediente gedachte aber der Worte des Heilandes: „Was Ihr einem dieser Kleinsten gethan habt, das habt ihr mir gethan.“ Er nahm zwei blanke Groschen aus der Tasche und sagte: „Liebes Kind, möchtest Du Dir wohl dafür einen Kuchen kaufen?“

Das Kind zauderte, sah seine Blumen an, und sagte dann mit dem arglosen Vertrauen der Kindheit: „Ja, wenn Du mir meine Blumen tragen willst.“ Der Bediente that es gern; das Kind folgte seinem Begleiter, der ihm nicht nur Kuchen kaufte, sondern auch ferner väterlich für die kleine Waise sorgte. — Wahrlich: „Der Herr schaffet Recht den Waisen.“

## Letzter Wunsch eines Kindes.

Was diese Erd bezeichnet
Als Sündenthal, geschah!
Ein theures Kind lag sterbend
Vor seiner Mutter da.

„Was willst Du, süßes Leben,
„Blickst mich so bittend an —
„Was soll ich Dir gewähren?"
Die arme Mutter sann.

Da öffnen sich die Lippen,
(Ein letzter Lichtstrahl bricht
Durch's Dunkel ihres Herzens)
Des Kindes Stimme spricht:
„Wenn Du im Sarg mich kleidest,
„Daß ich soll in mein Grab,
„So pflücke keine Blumen
„Zum Kranze für mich ab."

Verwundert fragt die Mutter,
Und dämpft den herben Schmerz:
„Warum darf ich nicht kränzen
„Dein Haupt, mein süßes Herz?
„Du mochtest immer gerne
„Die lieben Blumen sehn;
„Ein Kranz von jungen Rosen,
„Steht meinem Kinde schön."

„Mein Heiland trug nicht Blumen,
„Als er am Kreuze war;
„Ach, Mutter, wie bekränzten
„Sie da sein theures Haar!
„Er starb für mich mit Dornen,
„Ganz ohne Zier und Glanz;
„Wie darf ich zu ihm kommen
„Mit einem Blumenkranz?"

# Meine Mutter hat nie gelogen.

Als im letzten Sommer die schreckliche Krankheit, das gelbe Fieber, in New-Orleans herrschte, sah ein guter Mann einen Knaben auf einem freien Platze am Wege liegen. Der Mann sah bald, daß der schwarzäugige Kleine krank war; deshalb beugte er sich zu ihm nieder und fragte, was ihm fehle. Der Knabe antwortete: „Ich warte auf Gott, daß Der nach mir sendet! Der liebe Gott hat Vater und Mutter heimgeholt, und als Mutter krank war hat sie mir erzählt, daß der Herr die Waisen versorgt. Ich habe weder Heimath noch Freunde und Niemand, der mir etwas giebt. Deshalb habe ich mich hierher gelegt und blicke zum Himmel auf, bis der liebe Gott nach mir schickt. Meine Mutter hat nie gelogen und Gott wird nach mir senden, wie sie gesagt hat, nicht wahr?“

„Ja, mein Kind," erwiderte der Mann gerührt, „der Herr hat mich geschickt!"

Wenn nun Jeder die Freude des Knaben hätte sehen können, als er mit den Worten weggeführt wurde: „Ja, das wußte ich, — Mutter hat nie gelogen. — Aber ich habe so lange warten müssen."

Kinder, wartet Ihr auf den Herrn Euren Gott, oder sucht Ihr ihm auszuweichen? „Denn Keiner wird zu Schanden, der seiner harret; aber zu Schanden müssen sie werden, die losen Verächter."

# Die warme Decke.

Eine warme Decke in kalter Nacht ist ein vortrefflich Ding, zumal wenn man unter freiem Himmel übernachten muß. Nicht immer ist dann eine solche warme Bedeckung zu haben, der Knabe aber, von dem ich erzählen will, erfand einst eine Decke für sein Brüderlein, als dieser sie nöthig hatte.

Johannes und Philipp, die zwei kleinen Knaben eines Handwerkers in einem hochgelegenen Orte der Schweiz, wo man früher im Jahre Schneebälle machen kann, als anderwärts, liefen Ende October gegen 4 Uhr Abends im Schnee umher, und geriethen, ohne darauf zu achten, in den dicken Tannenwald hinter ihrer Hütte. Hier überfiel sie die Nacht. Sie verirrten sich und konnten das elterliche Haus nicht wiederfinden. Da sie nicht zurückkehrten, ergriff den Vater eine Angst, die ihn nicht im Hause bleiben ließ. Er nahm einige Nachbarn mit sich und eilte in den Wald, um die Kinder zu suchen. Man sah sich nach allen Seiten nach ihnen um, man rief sie,

aber vergeblich — sie antworten nicht; man sieht sie nirgends. Endlich zündeten die Männer lange Pechfackeln an, und durchsuchten den Wald genauer. Erst nach dreistündigem ängstlichem Suchen fand man die beiden Kinder eingeschlafen in einem mit Blätter angefüllten Graben. Der ältere Knabe von neun Jahren hatte seine Jacke ausgezogen und damit seinen kleinen sechsjährigen Bruder bedeckt, der nur mit einem dünnen Kittel bekleidet war. Dann hatte er sich ganz über ihn hingebreitet, um seinen kleinen Körper zu erwärmen, und ihn so mit Gefahr seines eigenen Lebens gegen die heftige Kälte geschützt.

Welch' schönes Beispiel wahrer Bruderliebe! Wollt ihr auch so werden, wie der liebe Knabe, von dem ihr gelesen, so bittet Gott um seinen heiligen Geist, daß der Euch den Heiland lieben lehre, von dem es in der heiligen Schrift heißt: „Daran haben wir erkannt die Liebe, daß er sein Leben für uns gelassen hat, und wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen."

Wer liebet, der ist Gottes Kind,
In welchem sich das Leben find't;
Wer ohne Lieb ist, bleibt im Tod,
Ist ohn' Erkenntniß, ohne Gott.

# Weihnacht.

Welch wunderfel'ges Rauschen
Weht durch die stille Nacht!
Die Sterne droben lauschen,
Die Erde ist erwacht.

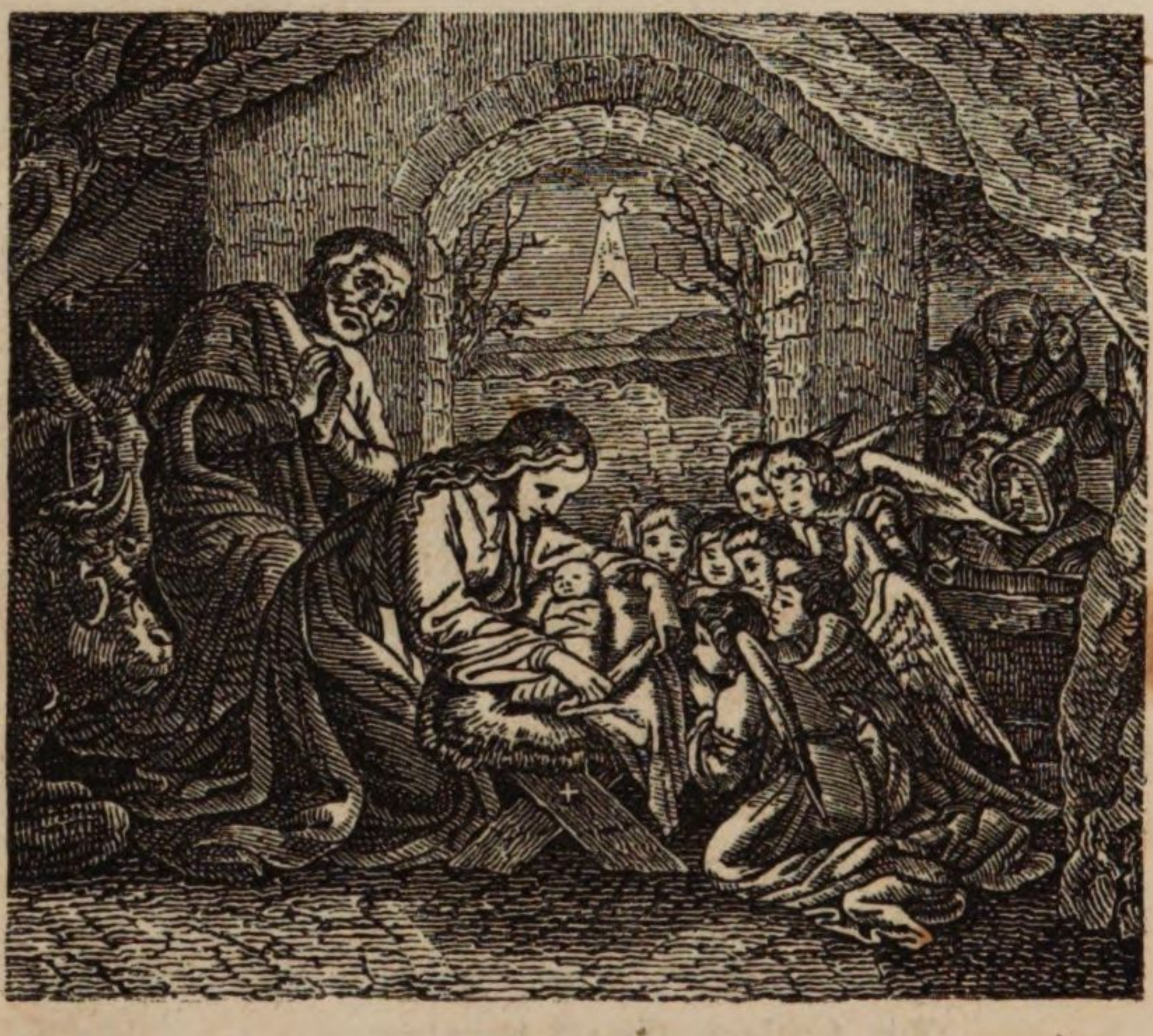
Die Wasserwogen schweigen
Und horchen dem Gesang,
Die hohen Palmen neigen
Ihr Haupt zum stillen Dank.

O Kinder wenn ihr wüßtet,
Welch' Wunder ist gescheh'n!
Die Engel selbst gelüstet,
Zu uns herab zu seh'n.

Die heil'gen Engel bringen
Uns frohe Kunde her,
Die heil'gen Engel singen:
„Gott in der Höh' sei Ehr'!"

Ein Kindlein ist geboren,
Des Name Wunderheld,
Vom Vater auserkoren
Zum Heil der ganzen Welt.

„Daß alle Kinder werden
Des, der im Himmel thront,
Daß Friede hier auf Erden
Und Freude droben wohnt."

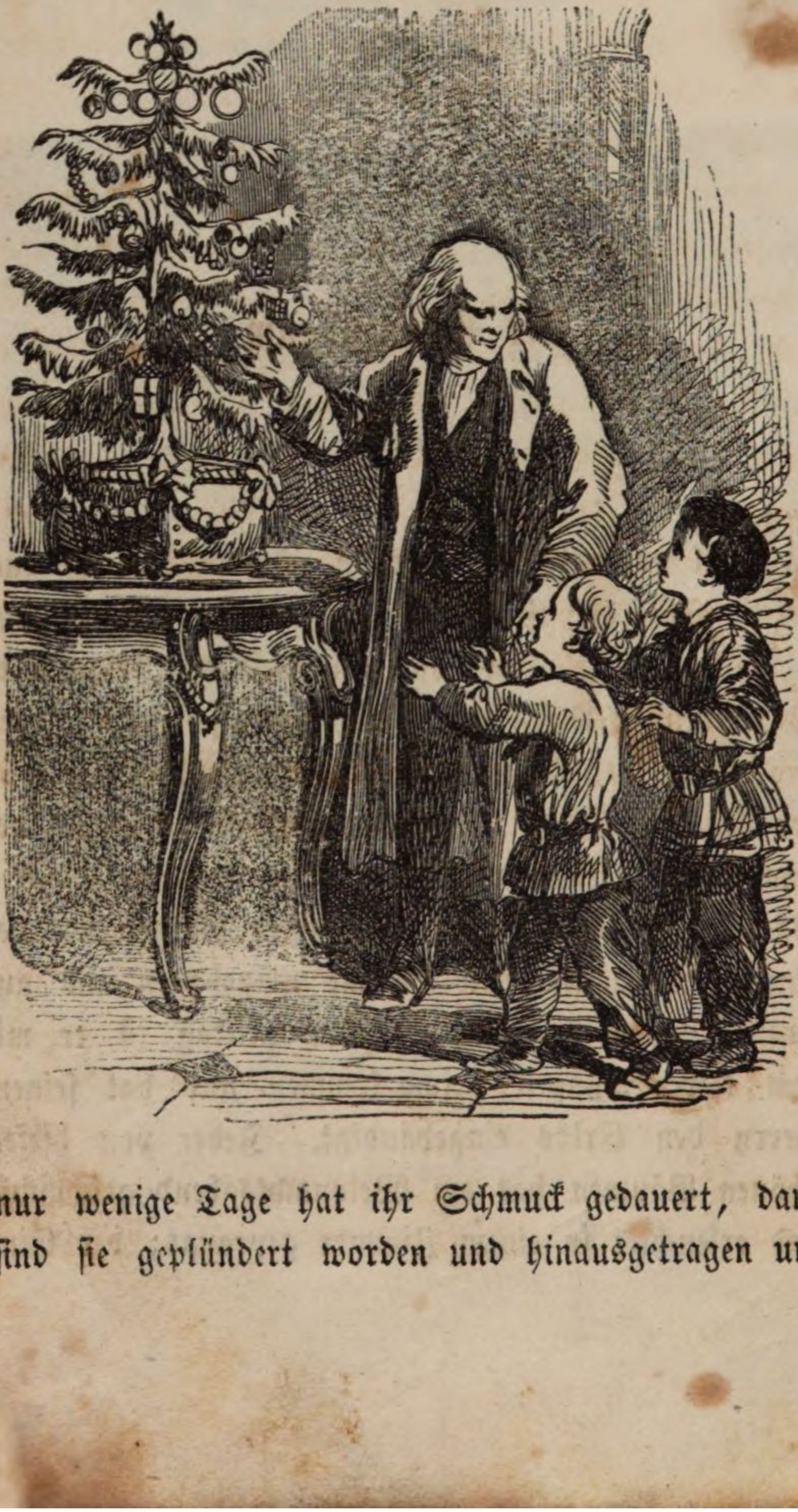


Das Kindlein in der Krippe —
Hier kniet und betet an,
Und preis't mit Herz und Lippe
Den Gott, der das gethan!

# Der Tannenbaum.

Weil es bald Weihnachten ist, möchte ich euch gern die Geschichte von einem Tannenbaum erzählen. Es ist ein kleines, krüppeliges Bäumchen gewesen und hat unter vielen schönen großen Tannenbäumen im Walde gestanden. Da ist der Förster einige Tage vor Weihnachtsabend gekommen und hat viele von den großen schlanken Bäumen gezeichnet, und am nächsten Morgen hat der Knecht die gezeichneten Bäume umgehauen und auf einem Wagen weggeführt. Am Mittag ist er mit dem leeren Wagen heimgekommen und hat seinem Herrn den Erlös eingehändigt. Jeder von diesen schönen Bäumen hat am Weihnachtsabend geschmückt und erleuchtet in einem Zimmer geprangt; der Eine

hat mehr, der Andere weniger Freude bereitet; aber



nur wenige Tage hat ihr Schmuck gedauert, dann sind sie geplündert worden und hinausgetragen und

haben endlich, zerschlagen und zerhackt, den Weg des meisten Holzes in den Ofen wandern müssen. „Es ist doch schade um die schönen Bäume," hat der Förster gemeint und mit ihm sein Knecht; auch wir wären fast derselben Meinung, wenn sie nicht das liebe Weihnachtsfest verschönert hätten. Aber wie ist es dem kleinen krüppeligen Bäumchen ergangen? Das wäre wohl auch stehen geblieben, es wäre vielleicht noch schlank und groß geworden: es hatte ihm ja nur der Raum gefehlt, sich auszubreiten. Ein großer umgehauener Baum ist aber über das kleine Bäumchen gefallen; die Zweige haben sich verschlungen, und als der Knecht den großen Baum auf seinen Wagen heben wollte, riß er das kleine mit der Wurzel aus; da blieb es an dem großen hängen und ist so mit den andern in die Stadt gekommen.

Ein armes Weib geht über den Markt, es hätte gar zu gern für seinen kleinen Knaben ein Bäumchen gehabt, es seufzt und denkt: „Ich muß meine wenigen Groschen für nützliche Sachen verwenden, ich darf nicht an solche Ausgaben denken; hätte ich nur ein Zweiglein für mein Kind!"

Viele Käufer haben um die Bäume gestanden, das arme Weib will gehen, da kommt ein Diener, der den großen schönen Baum gekauft hat, das kleine Bäumchen hängt noch daran, der Knecht hatte lachend

gesagt: „Den habt ihr überher!“ Der Diener macht ihn los und wirft ihn auf die Erde. Da bückt sich schnell das arme Weib und hat gesagt: „Gebt mir den Baum für meinen Knaben!“ „Nehmt ihn!“ war die Antwort, „Ihr werdet nicht viel daran zu hängen haben.“

Eine Mutter mit ihrem Knaben stand in der Nähe. Sie hat eine große Tasche in der Hand mit Lichtern und Süßigkeiten. Die hört das arme Weib so vor sich hin sagen: „Gott hat mir den Baum beschеert; ein Lichtchen ließe sich wohl noch erübrigen.“ „Da habt ihr was für euren Baum!“ sagt die Mutter und giebt dem Weibe Lichter, rothe, blaue und grüne, und Süßigkeiten. „Unser Baum wird noch voll genug.“

So viel Freude, wie das kleine krüppelhafte Bäumchen, hat keines von den großen schönen Bäumen gemacht. Es ist nicht zu sagen, ob sich die Mutter oder der kleine Knabe mehr gefreut haben. Die Mutter hat mit Freudenthränen Gott gedankt; der Knabe hat laut aufgejauchzt, dann hat er die Hände gefaltet und gesagt: „Das liebe Christkindchen! Ich will es nie vergessen!“

Die Freude ist auch nicht von so kurzer Dauer gewesen wie bei den andern Bäumen. Es war mit den Wurzeln ausgerissen, die Mutter hat es in einen

großen zerbrochenen Topf gepflanzt, es hat mit seinem Schmuck lange in dem kleinen Stübchen gestanden, zuletzt ist es aber doch leer geworden; da haben sie es mit dem Topf hinter das Haus gesetzt; und im Frühjahr hat das Bäumchen kleine hellgrüne Spitzen bekommen; das ist eine große Freude gewesen. Im Herbst hat der Knabe es dann in die Erde gepflanzt und das Bäumchen ist groß und schön geworden, ehe man es glaubte. Der Knabe hat es mehr geliebt und öfter angeschaut, als der Förster sein ganzes Gehölz.

So hat es drei Jahre hinter dem kleinen Häuschen gestanden, da ist eines Abends die Frau Pfarrer gekommen und hat gesagt: „Ihr habt ein so hübsches Bäumchen hinter dem Hause, ich kann gar keines bekommen für meine Kinder, ihr solltet es mir verkaufen.“ Die Mutter hat ihren Knaben angeschaut und gesagt: „das Bäumchen gehört dir! Du könntest dir für den Erlös ein Paar Schuhe kaufen. Du hast sie so nöthig.“ Der Knabe hat mit schwerem Herzen eingewilligt. Das Bäumchen ist umgehauen, es hat am heiligen Abend im Pfarrhaus mit vielen Lichtern geprangt. Der arme Knabe ist dabei aber nicht vergessen worden, er hat es sehen müssen, es war gar schön, und dann ist er reich beschenkt nach Hause gekommen; er hatte den Kindern

des Bäumchens Geschichte erzählt und hat noch manche frohe Weihnacht im Pfarrhause erlebt.

Die Geschichte des Bäumchens ist aber noch nicht zu Ende. Hört nur weiter. Hinter dem Dorfe hat eine kleine Hütte gestanden; da hat eine alte Frau mit ihrer siebenjährigen Enkeltochter gewohnt. Das arme Kind ist sehr krank gewesen, hat viele tiefe Wunden und oft große Schmerzen gehabt. Am Weihnachtsabend ist es gar düster in dem engen Stübchen. Das Kind hat im Bett gelegen und weinend gefragt: „Großmutter, bekomme ich keinen Weihnachten?“ „Hier auf Erden nicht,“ hat die Großmutter geantwortet, „im Himmel, da ist alle Tage Weihnacht; bald kommt der Herr Jesus Christ und holt mich und dich, wenn du recht still warteſt und geduldig bist.“ Das Kind hat weiter geweint, die Großmutter hätte mit geweint, sie hatte aber keine Thränen mehr.

Das Christkind hat des kranken Kindes Thränen gesehen und das Seufzen der alten Frau gehört. Der arme Knabe war bei der Hütte vorbeigegangen und als er im Pfarrhaus den schönen Baum mit den Lichtern sah, da hat er an das weinende Mädchen gedacht und hat auch den Kindern von ihm gesagt. Da haben die Glücklichen Vater und Mutter gebeten, ob sie nicht die Spitze von ihrem Baum ab-

schneiden dürften, um sie in die Wohnung des Elends zu tragen. Das ist auch geschehen; dann haben sie sich auf den Weg gemacht; sie sind ganz sachte in die kleine Hütte geschlichen, haben die Lichter in der Küche angezündet und das kleine Bäumchen vorsichtig in die Stube geschoben. Die Großmutter war auf dem Stuhle eingenickt, das kleine Mädchen hatte sein Gesicht in's Kissen gedrückt. Die Thüre knarrt, als die Knaben enteilen; da sieht das kleine Mädchen auf und sieht das Bäumchen. „Großmutter!" ruft das Kind. Die Großmutter hat ihren Augen nicht getraut, sie hat dem Kinde das Bäumchen an's Bett gesetzt. Da hat es viele Tage gestanden, und alles Leid war über dem Bäumchen vergessen. Jeden Abend hat die Großmutter eines von den Lichtchen angezündet, und als das letzte ausgebrannt ist, da hat das kleine Mädchen gerufen: „Großmutter, wie glänzt mein Baum! Das Christkindchen steht dabei!" Die Großmutter ist an das Bett getreten, dann hat sie die Hände gefaltet und gesagt: „die Engel haben dich heimgetragen! Bald bin ich auch so weit."

Das kleine Mädchen hat man nach einigen Tagen hinausgetragen; das Bäumchen hat noch drei Monate in der kleinen Hütte gestanden. Dann hat man die alte Frau todt im Bette gefunden. Die armselige Hütte mit den wenigen Geräthschaften hat lautlos

gezeugt von der Armuth und dem Elende ihrer Besitzer: wer aber in das leblose Angesicht mit dem stillen Frieden darauf geschaut hat, und vor dem Bette der Entschlafenen das Christbäumchen sah, der hat etwas von dem Gesang der Engel in der heiligen Nacht geahnt: „Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen!“ *)

## Edelsinn eines Indianers.

Ein Krieger vom Stamm der Schoschonen hatte ein Pferd von seltener Schönheit; keines in dem weiten Prairien des fernen Westens kam dem seinen im Laufe vor. Wenn er den Büffel oder Bären jagte, sprengte das Pferd so keck auf das Wild los, daß er ihm mit Leichtigkeit die Todeswunde beibringen konnte. Oft wurde der Krieger unter glänzenden Anerbietungen aufgefordert, sein Pferd zu verkaufen oder zu vertauschen; allein er wollte nichts davon hören. Das stumme Thier war sein Freund, sein steter Gefährte, mit dem er die Gefahren des Kampfes und die Entbehrungen des Prairie-Lebens theilte: wie hätte er sich von ihm

*) Aus O. Ramsauer's Kindergeschichten. Steinkopf. Stuttgart.

trennen können? Der Ruf seines Pferdes drang bis nach San Francisco. Als er einst eine Reise dorthin machte, boten ihm mehrere Mexikaner große Summen Geldes dafür. Umsonst! Nichts konnte ihn zum Verkauf des edlen Thieres bewegen. Da beschloß einer der Mexikaner, ein wilder Bursche, das Pferd dennoch an sich zu bringen. Eines Abends, als der Indianer von einer Pflanzung heimkehrte, legte sich jener in's Gebüsch dicht an den Weg, und jammerte, als ob er große Schmerzen leide. Der gutmüthige Indianer stieg, sobald er das Jammern hörte, vom Pferde und bot ihm seine Hülfe an.

Der Mexikaner bat flehentlich, ihm nur einen

Trunk Wasser zu verschaffen, worauf jener in's Dickicht ging, um aus einem dort fließenden Bache zu schöpfen. Kaum aber hatte er sich ein wenig entfernt, so schwang sich der Mexikaner auf das Pferd und rief ihm spöttisch zu:

„Du dumme Rothhaut! siehst Du jetzt, daß ein Mexikaner Dir doch zu klug ist? Mein Geld verschmähtest Du; nun habe ich Dein Pferd umsonst. Die Jäger werden lachen, wenn ich ihnen erzähle, wie leicht ich einen Schoschonen betrogen habe."

Der Indianer blickte ihn einige Augenblicke schweigend an, denn das Herz war ihm schwer, und der schändliche Betrug verwundete ihn bis in's Innerste. Endlich faßte er sich und sagte: „Blasses Gesicht! um Andrer willen (damit sie nicht Rache nehmen an meinem Stamm) will ich nicht suchen, dich zu tödten. Behalte das Pferd! Da du einmal so schlecht bist, eines armen Mannes einziges Gut zu stehlen, so behalt's! Aber sprich nie ein Wort davon, wie du es bekamest. Sonst möchten die Schoschonen es erfahren (denn von mir sollen sie es nicht erfahren) und dadurch Mißtrauen lernen; und wenn hernach wieder Jemand in Schmerzen liegt und jammert, so möchte es geschehen, daß ein Schoschone vorüber ginge und sein Ohr vor ihm verschlösse. Darum ziehe fort, weit fort mit meinem Pferde! Laß mich

es niemals wiedersehen, damit nicht in einer bösen Stunde der Zorn mich ergreife und mich zu einem schlechten Manne mache."

Der Mexikaner war wild, ungestüm, ohne sittliche Grundsätze, aber nicht ohne Gefühl. Er stieg vom Pferde, legte den Zügel in des Schoschonen Hand, und sagte: „Mein Bruder! ich habe übel gethan — vergieb mir! Von einem Indianer habe ich jetzt gelernt, recht zu thun; werde ich in Zukunft wieder zu etwas Unrechtem gereizt, so will ich deiner gedenken!"

Wenn aber schon Einer ohne den wahren Glauben also seinem Feinde vergeben konnte, wie viel mehr sollten wir es können, die wir beten: „Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern."

# Gesegnetes Wort eines Kindes.

Ein Vater und eine Mutter standen weinend am Bettchen ihres Kindes. Noch vor Kurzem war es ein fröhliches, rothwangiges Mädchen gewesen, das den Eltern viele Freude machte; nun lag es nach kurzer Krankheit todt da. Die Eltern, in tiefen Schmerz versunken, sahen nur auf das blasse heimgegangene Kind. Da tritt plötzlich ein junger Mann, mit verstörtem Blick, in's Haus. Der Vater eilt ihm entgegen. „Ach," ruft der junge Mann, „laßt mich Euer liebes Kind noch einmal sehen; versagt mir die Bitte nicht!" Die nun auch herbeigeeilte Mutter sieht ihn fragend an. „Ja, Ihr wißt nicht," sagt der Fremde, „warum mir Euer Kind so theuer ist; es war das Werkzeug zu meiner Bekehrung," und nun erzählte er weiter: „ich stand eines Tages, in der nächsten Straße, auf einer Leiter und arbeitete an einem Hause. Eure Kleine stand im Vorüber-

gehen still, und betrachtete mich mit halb erstauntem, halb freudigem Blick. Ich lächelte ihr zu, worauf sie näher kam und zu mir sagte: „Ich weiß, warum Du Dich nicht fürchtest, dort oben auf der Leiter zu stehen, Du hast diesen Morgen gebetet.“ Ich konnte nicht antworten, denn kein Gebet war über meine Lippen gekommen. Das Kind ging weiter; ich aber stieg von der Leiter, eilte in meine Wohnung und warf mich zum ersten Mal in meinem Leben vor Gott auf die Kniee. Fortan betete ich täglich und fand Frieden im Blute Christi. Heute erfuhr ich, mein kleiner Rettungsengel sei gestorben, und nun — ach laßt mich noch einmal das liebe Gesichtchen sehen!“ Alle Drei traten jetzt an das Bett, wo die kleine Botin des Friedens selbst noch im Tode mit verklärtem Blick zu lächeln schien. Der junge Maler sagte aber voll Rührung: „Im Himmel erst werde ich Dir Deinen Friedensgruß danken können.“

„Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast Du Lob zugerichtet.“

Ich will Gott den Herren loben,
Durch mein ganzes Leben lang,
Gern in seinem Himmel droben
Hört er meiner Stimme Klang.

Seiner Engel Jubel schallen
Wunderbar von Welt zu Welt;
Doch ich weiß, daß auch das Lallen
Eines Kind's Ihm wohlgefällt.

# Ernst.

Ein bloßer Wunsch: Ach wär' ich so!
Wird Dich nicht fromm und selig machen.
Willst Du des Kleinods werden froh,
Dann mußt mit Ernst Du betend wachen.

# Aus einer guten That erwachsen viele.

Ein kleines Mädchen, Namens Emilie, wurde von ihrer Mutter auf den Hof geschickt, um etwas zu holen. Ein Holzhacker war dort grade bei der Arbeit, und ein Haufen Holz lag dicht vor der Thür. Emilie kletterte sorgfältig hinüber; als sie aber zurückkam, nahm der Holzhacker sie lächelnd auf seine Arme, setzte sie sanft auf die Schwelle der Hausthür, und sagte: „So, mein liebes Kind! ich dachte Du könntest fallen, und das wollte ich nicht gern.“ Emilie dankte ihm freundlich, lief dann die Treppe hinauf zu ihrer Mutter, erzählte ihr, wie gut der Holzhacker gegen sie gewesen sei und fragte: „Darf

ich ihm nicht etwas schenken?“ — „Was möchtest Du ihm denn wohl schenken?“ fragte die Mutter. — „Ei, den großen rothen Apfel, den Du mir heut' Morgen gabst. Wäre das nicht schön?“ „O ja;“ sagte die Mutter.

Emilie lief also wieder zum Holzhacker und brachte ihm den Apfel. „Danke, danke,“ sagte er; „Du bist ja ein gutes Kind. Was soll ich denn mit dem Apfel machen? Darf ich ihn meinem armen kleinen Heinrich bringen?“ — „Wer ist Heinrich?“ fragte Emilie. — „Das ist mein kleiner Sohn, der sich am Feuer verbrannt hat und ein Krüppel geworden ist. Als er noch ganz klein war, schlug das Stühlchen um, worauf er saß und er fiel gegen den heißen Ofen. Seine Kleider fingen Feuer und er verbrannte sich ganz jämmerlich. Aber er ist ein gutes Kind, und ist so artig; darf ich ihm den Apfel geben?“ — „Ja, gewiß,“ sagte Emilie und lief geschwind in's Haus, um ihre Mutter zu fragen, ob sie des Holzhacker's Heinrich ihr kleines hölzernes Pferd mit einem rothen Soldaten darauf schenken dürfe. Die Mutter war's zufrieden; sie brachte es also dem Holzhacker und sagte: „Hier, gebt das Eurem Heinrich; es thut mir leid, daß er sich so verbrannt hat.“

Als der Holzhacker Abends heim kam, saß der

kleine Heinrich schon am Fenster und wartete auf seinen Vater. Als er das Pferd und den Apfel erhielt, küßte er vor Freuden erst seinen Vater, dann das Pferd und den Soldaten und zuletzt auch den Apfel. Als er hörte, von wem der Apfel komme, sagte er: „Das ist ja eine gute Emilie; ich wünsche nur, ich könnte zu ihr gehn.“ Sein Vater fragte ihn dann, was er mit den Geschenken machen wolle; Heinrich bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er: „Ich weiß, was ich mit dem Apfel mache. Da ist der große Junge, der manchmal zu meinem Fenster hineinguckt und Gesichter schneidet. Weißt Du noch Vater? Er runzelte die eine Seite seines Gesichtes zusammen und zog seinen Kopf zur Schulter nieder, um mich damit zu verspotten, weil ich so verbrannt bin und den Kopf muß niederhangen lassen.“ — „Ach, Fritz Schulz, meinst Du,“ sagte der Vater, „den bösen Buben, den ich erst vorige Woche vom Fenster wegjagte? Du magst ihn wohl nicht sonderlich leiden, nicht wahr?“ — „Nein, nicht sonderlich; aber ich wollte gern, daß er mich leiden möchte. Ich will ihm zeigen, daß ich ihm nicht böse bin, obschon er mir allerlei zu Leide zu thun sucht und mich wegen Sachen verspottet, die ich doch nicht ändern kann. Ich bin manchmal traurig genug

darüber; aber der liebe Gott hat's ja so kommen lassen, und Er weiß, was das Beste für mich ist."

Am folgenden Tage saß Heinrich am Fenster, und gab genau Acht, ob Fritz vorbeigehn würde. Als er ihn erblickte, winkte er ihm, herbeizukommen. „Da, nimm' den schönen Apfel, Fritz!" sagte er dann; „ich bin Dir nicht böse; willst Du mir nicht auch gut sein, Fritz?" — Fritz wurde roth vor Schaam; denn Heinrich hatte durch diese Worte feurige Kohlen auf sein Haupt gesammelt, wie es in der Bibel heißt. Er wollte den Apfel nicht annehmen: so schämte er sich. Allein Heinrich redete ihm so freundlich zu, daß er ihn endlich nahm. Als er fortging, dachte er bei sich selbst: „Was für ein guter Junge ist doch der Heinrich, während ich mich so schlecht gegen ihn betragen habe! Mir ist's leid, daß ich den Apfel genommen habe; Heinrich bekommt doch nicht halb so viele Aepfel, wie ich. Ich wollte, er hätt' ihn wieder."

Wirklich war's ihm unmöglich, den Apfel zu essen. Als er nach Hause kam, vertheilte er ihn unter seine Geschwister, die so etwas sonst nicht von ihm gewohnt waren. Er schnitt hinfort keine Gesichter mehr gegen Heinrich, wenn er an seinem Fenster vorbeiging, worüber Heinrich sich herzlich freute. Hiermit war Fritz indeß noch nicht zufrieden.

Er dachte: „Hätte ich doch nur etwas, was ich dem Heinrich schenken könnte!“ Nachdem er sich hin und her besonnen hatte, fiel ihm ein, daß er einige Groschen durch Spänesammeln verdienen könne. Er machte sich also daran, verkaufte zwei Körbe mit Spänen und von dem Gelde, das er dafür erhielt, kaufte er Wallnüsse und Pflaumen für Heinrich. Als er sie Heinrich brachte, war dieser so froh, wie noch nie in seinem Leben. Er wurde von dieser Zeit an gegen Jedermann freundlich und gut. Besonders gegen Heinrich legte er große Dankbarkeit an den Tag. Als der Frühling kam, brachte er ihm grüne Zweige und Blumen, und sagte ihm auch, daß er ihm gern einen Vogel fangen und in einem Käfig bringen würde, damit er an dem Gesange des Vogels etwas Unterhaltung habe. Allein Heinrich sagte: „Es ist schlimm genug, daß ich so zu Hause sitzen muß und nicht hinaus kann, doch ich bin's gewohnt, aber der Vogel nicht; darum bring' mir lieber keinen, Fritz!“

Fritz brachte ihm nun statt dessen Blumen, die er mit den Wurzeln ausgegraben und in einen Topf gepflanzt hatte, so daß sich Heinrich recht lange daran erfreuen konnte.

Seht, liebe Kinder! Auf diese Weise gingen aus einer guten That viele andere hervor. Wie

schön wäre es, wenn Ihr's ebenso machtet, wie Emilie und Heinrich. Könnt Ihr andern auch nur kleine Gefälligkeiten und Wohlthaten erweisen, so können auch schon diese Gutes stiften. Denn ein liebevoller Mensch macht immer sich und andere glücklich.

## Der Waisenknabe.

Ich bin ein armer Knabe,
Allein auf dieser Welt;
Die Eltern ruh'n im Grabe,
Und hab' kein Heller Geld.

Zu Hause, wo die Linden
Im Wiesengrunde steh'n,
Da war kein Herz zu finden
Zu dem ich konnte geh'n.

Nun bin ich fortgegangen
Weit unter fremde Leut'
Mit meinen blassen Wangen
Und meinem Herzeleid.

Die Thräne sie entrollte
Dem Auge längst nicht mehr,
So geh' ich still und wollte,
Daß ich im Himmel wär'!

# Der lieblose Sohn.

Bei einem Menschen ohne Gottesfurcht wird auch oft das Gefühl der natürlichen Liebe gänzlich unterdrückt. Ja, es kann endlich mit dem Herzen dahin kommen, daß es anstatt ein Garten zu sein, wo Früchte der Liebe gedeihen, zur Wüste wird, wo Alles finster, öde und leer ist. Gilt jedoch das Wort des Heilandes: „Du sollst lieben Deinen Nächsten, als Dich selbst," von unsern Mitmenschen im Allgemeinen, wie viel mehr geziemt es uns, dankbare Liebe gegen die zu beweisen, denen wir als Kinder so viel Gutes verdanken. Schmerzlicheres giebt es für ein Elternherz nicht, als wenn die Kinder sich undankbar erweisen. Wollen wir aber unsere Eltern lieben, wie sich's gebührt, so müssen wir zuerst Gott, unsern Herrn, über Alles lieben.

Ein alter Vater wurde von seinem Sohne und dessen Frau so schlecht behandelt, und bei seiner Kränklichkeit so sehr vernachlässigt, daß er es bei diesen undankbaren Kindern nicht länger aushalten

konnte, und daher beschloß, das Haus, in welchem er so lange gelebt, zu verlassen. Er verlangte selber, in's Armenhaus des Dorfes aufgenommen zu werden, und es wurde ihm dort auch ein Plätzchen zugesagt.

Dem alten Manne wurde der Abschied von Haus, Garten und Feld, wo er lange Jahre für seine Kinder gearbeitet und ihnen stets wohlgethan hatte, sehr schwer. Der gefühllose Sohn blieb unbewegt, versprach jedoch, zwei von dem Alten erbetene Leintücher in's Spital nachzuschicken. Der junge Bauer wählte hierzu die zwei schlechtesten, und gab sie seinem Söhnlein, um sie in's Spital zum Großvater zu tragen. Zufällig sah er dem Kleinen nach und bemerkte, wie derselbe eines der Leintücher unter einem Holzstoße versteckte. Sogleich rief er den Knaben zurück und stellte ihn darüber zur Rede. Ohne die mindeste Verlegenheit, als sei es so ganz in der Ordnung, antwortete dieser: „Das eine Leintuch habe ich für dich versteckt, damit ich dir, wenn du einmal in's Spital gehst, auch kein gutes zu geben brauche." —

Der Bauer erblaßte, und sein erster Gang war nun in's Spital, um den Vater wieder nach Hause zu holen, wo dieser sich von jetzt an einer bessern Behandlung zu erfreuen hatte.

# Die erbetene Schutzmauer.

Im Anfange des Jahres 1814 standen Schweden, Kosacken und die russisch-deutsche Legion nur eine halbe Stunde von Schleswig entfernt. Jeden Tag kam den Stadtbewohnern eine neue Schreckensnachricht vom Lande her zu; denn wild und rauh war das Betragen dieser feindlichen Schaaren; und was mußte man erst erwarten, wenn die Zeit des Waffenstillstandes vorüber war! Angstvoll sah man der Mitternachtstunde des 5. Januar entgegen, denn alsdann sollte der Waffenstillstand aufhören. Zu dieser Zeit wohnte am Eingange der Stadt, nach der Seite hin, wo der Feind stand, eine alte fromme Frau mit ihrer schon ziemlich bejahrten Tochter und einem zwanzigjährigen Enkel. Sie pflegte in guten Tagen zu beten; also konnte sie's um so leichter auch jetzt in bösen Tagen thun. Hat doch der Herr selbst gesagt: „Rufe mich an in

der Noth, so will Ich dich erretten, und du sollst Mich preisen.“ Oft betete nun in diesen Tagen die fromme Frau den Vers eines alten Kirchenliedes:

Eine Mauer um uns baue,
Daß dem Feinde davor graue!

Das hörte der Enkel. „Ei, Großmutter,“ sagte er, „wie mögt Ihr doch um so ein unmöglich Ding bitten, daß der liebe Gott gerade um Euer Haus eine Mauer bauen soll, daß der Feind nicht dazu kommt?“ — „Das will ich auch nicht damit gesagt haben,“ versetzte sie, „sondern ich hab's anders gemeint; nämlich der Herr wolle gnädiglich uns und unsere Stadt vor dem Feinde beschützen und bewahren: das habe ich mit dem Gebete sagen wollen. Aber was denkst du denn, wenn's nun Gott gefiele, so eine Mauer um uns her zu bauen, — meinst du, daß Er das nicht könnte?“

Mit ungläubigem Lächeln sah der Enkel sie an, und meinte, so etwas könne doch wohl nicht sein.

Nun kam jene gefürchtete Stunde. Die feindlichen Vorposten rückten schon in der Nacht von allen Seiten in Schleswig ein; immer mehr kleine Abtheilungen kamen nach. Das Haus der alten Frau lag, ziemlich hervorstehend vor den andern Häusern, an der Heerstraße; desto eher und häufiger hätte sie also von den Soldaten besucht werden sollen. Wohl

hörte sie auch, daß sie zu den Häusern ihrer Nachbarn ritten und da viel Lärm und Unfug anrichteten, aber zu ihr kam keiner; Alles ritt an ihrem Hause vorbei. Die Häuser wurden so mit Soldaten überfüllt, daß sich wohl 60 bis 70 Mann in mehrere der Wohnungen einquartierten, die um das Haus der frommen alten Frau herlagen. Schrecklich ging's da her, aber zu der alten Frau wollte keiner der wilden Fremdlinge kommen; nicht einmal an ihre Fenster klopfte einer. Darüber wunderten sich Großmutter, Tochter und Enkel gar sehr — und wie war's denn auch nur zugegangen? Das fand sich gleich am andern Morgen. Der Glaube hatte der frommen Frau geholfen. Wer glaubt, dem hält der Herr oft ganz buchstäblich Wort, und das that er auch hier, denn in der Nacht hatte er wirklich eine Mauer um das Haus gebaut; ein tiefer Schnee war am 5. Januar gefallen, und ein heftiger Sturm war dazu gekommen, der den Schnee an manchen Stellen hoch aufthürmte; auch vor dem Hause, in welchem die Alte wohnte, erhob sich ein haushoher Schneewall, so daß die Kosacken wohl hatten von ihm wegbleiben müssen.

„Siehst du nun," sagte die Großmutter zum Enkel, „daß Gott wohl eine Mauer um uns bauen kann?"

Der Enkel staunte den Schneeberg an und schämte sich seines Unglaubens.

Wer nur den lieben Gott läßt walten,
Und hoffet auf ihn alle Zeit,
Den wird er wunderbar erhalten
In aller Noth und Traurigkeit.
Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.

# Sprüchlein.

Wohlthaten, still und rein gegeben,
Sind Todte, die im Grabe leben,
Sind Blumen, die im Sturm besteh'n,
Sind Sternlein, die nicht untergeh'n.

# Forschet in der Schrift.

Ein ungläubiger Gutsbesitzer begegnete eines Tages einem seiner Tagelöhner, der als ein in der Bibel sehr bewanderter Mann bekannt war, und oft deswegen verspottet wurde. Noch nie hatte man

ihm eine Frage vorgelegt, die er nicht aus Gottes Wort zu beantworten gewußt hätte. Heute fiel dem

Gutsbesitzer eine, wie er meinte, besonders schwierige Frage ein. „Johann," sagte er, „sag' mir doch, wie groß ist denn eigentlich dein Gott?" Ehrfurchtsvoll erwiderte Johann sogleich: „Mein Gott ist so groß, daß aller Himmel Himmel ihn nicht fassen kann, und so klein, daß er auch in meinem Herzen Platz hat."

## Morgengebet eines Kindes.

Jesu, heller Morgenstern,
Sei von mir den Tag nicht fern,
Von dem Sündenschlaf mich wecke
Und mit Deiner Gnad' bedecke.
Schütze mich vor Angst und Noth
Und vor einem schnellen Tod.
Laß mich stets an Dich gedenken
Und mich Dir zu eigen schenken,
Gieb mir auch nach dieser Zeit
Dort der Seelen Seligkeit.

# Der gelungene Versuch.

„Kinder," sagte der Vorsteher einer Sonntagsschule eines Tages, als der Unterricht zu Ende war, „ich wünsche, daß jedes von euch den Versuch mache, ob es nicht am nächsten Sonntag Einen neuen Schüler mitbringen kann. Ich glaube, das ist keine gar schwere Aufgabe, und doch würde unsere Schule dadurch doppelt so groß werden. Wollt' ihr's alle versuchen?" Ein allgemeines „Ja!" war die Antwort. Ob die Kinder alle bedachten, was sie versprachen, und sich Mühe gaben, es zu halten, ist freilich zu bezweifeln. Ein Kind aber gab sich Mühe. Das war die kleine Marie Gordon. „Ich habe gesagt, daß ich es versuchen will," sprach sie bei sich selber, als sie nach Hause ging, „aber alle Kinder, die ich kenne, gehen schon zur Sonntagsschule, außer Tom; und den kann ich darum nicht ansprechen; er ist ein so großer Knabe, und ist so böse; ich bin wirklich bange vor ihm: Nein, Tom kann ich nicht darum ansprechen."

Tom, vor dem Marie sich fürchtete, war der Schrecken aller Kinder in der Nachbarschaft. Fand ein Knabe seinen Papierdrachen zerrissen oder seinen Schlitten zerbrochen, fand ein Mädchen, daß ihr Kätzchen geschlagen oder in's Wasser geworfen war, so hatte sicher Tom seine Hand im Spiel gehabt. In die Sonntagsschule oder zur Kirche zu gehen, daran war bei ihm nicht zu denken. Vielmehr hatte er einmal mit drohendem Blicke gesagt, er möchte wohl sehen, wer sich unterstehen wolle, ihn dahin zu nehmen. Kein Wunder also, daß der kleinen Marie bange vor ihm war. Dessen ungeachtet kam ihr Versprechen ihr immer wieder in den Sinn. „Ich habe gesagt, ich wolle es versuchen," sprach sie bei sich selber; „das war ein Versprechen, und das breche ich, wenn ich — keinen Versuch mache, das wäre also unrecht. Und dann, es könnte doch sein, daß er käme und dann lernte er, wie man fromm wird und in den Himmel kommt, und ich glaube, davon weiß er noch nichts. Ja, ja, ich will ihn bitten, zu kommen."

Nicht lange, so fand sich eine Gelegenheit dazu. Tags darauf nämlich begegnete ihr Tom, als sie aus der Schule kam. Sie sah ihn, ehe er sie sah, und rief ihn an, wenngleich mit zitternder Stimme

und klopfendem Herzen: „Tom, willst Du nicht nächsten Sonntag mit mir zur Sonntagsschule gehen?“

Tom sah sie einige Augenblicke an, als traue er seinen Ohren nicht; dann sagte er langsam: „Zur Sonntagsschule gehen! Was in der Welt soll ich da thun?“ Marie faßte sich ein Herz, blickte ihm in's Gesicht und sagte ernst: „O Tom, möchtest Du denn nicht in den Himmel kommen?“ — „Nun, wenn ich das auch wünsche,“ erwiderte Tom, „dadurch, daß ich zur Sonntagsschule gehe, komme ich doch nicht in den Himmel, oder meinst Du doch?“

„Nein, dadurch nicht!“ sagte Marie zögernd, „aber, als ich zum ersten Male hinging, Tom, hörte ich,

wie sie sangen: „Ach wär' ich doch ein Engelein!“ Und das sangen sie so schön, daß ich wünschte auch

ein Engel zu werden, und da suchte ich zu lernen, wie man dazu kommt. Und so könnte es Dir auch gehen, Tom, wenn Du einmal mitgingest."

Sie hatte kaum ausgeredet, da kehrte ihr Tom kurzab den Rücken, und als er einige Schritte entfernt war, fing er lustig an zu pfeifen. Die arme Marie! Sie hatte sich in ihrer Hoffnung gänzlich getäuscht und es ward ihr so weh um's Herz, daß sie laut weinen mußte. Indem sie aber ihr Tüchlein hervorzieht, um ihre Thränen zu trocknen, sieht sie auf einmal Tom wieder neben sich stehen. „Was weinst du denn?" fragte er, „doch nicht darum, weil ich nicht zur Sonntagsschule mitgehen will?" „Ach, Tom!" sagte sie, theils mit froher Verwunderung, theils mit Bekümmerniß ihn ansehend, „willst du nicht doch mitgehen?" — „Hör', Marie!" sagte er, „das ist mir noch nie vorgekommen, daß irgend Einem an mir so viel gelegen war, daß er meinetwegen weinte. Du bist die Erste, die das thut. Weine nur nicht mehr, nächsten Sonntag geh' ich mit dir."

Er hielt Wort. Und als er einmal in der Sonntagsschule gewesen war, blieb er nie wieder weg. Wie Marie, so suchte auch er jetzt den Weg zum Himmel nicht nur kennen zu lernen, sondern auch auf demselben zu wandeln, und das Letzte, was ich von ihm gehört habe, ist, daß er als Missionar zu den Heiden ge-

gangen ist, um ihnen das Evangelium zu predigen. Ob er in diesem Augenblick dort noch lebt und wirkt, kann ich nicht mit Gewißheit sagen. Das aber weiß ich, wenn einst die Posaunen erschallen und die Todten auferstehen werden, so wird Einer, der sonst auferstanden wäre zur ewigen Qual und Verdammung, jetzt zum ewigen Leben erwachen. Und ferner weiß ich, wenn endlich Marie die Krone des Lebens empfängt, so wird an derselben ein Edelstein sein, der heller funkelt, als alle Kleinodien und Schätze der Erde. — Du aber, möchtest du nicht auch es versuchen, einen solchen Edelstein zu gewinnen?

Wir wollen's Alle wagen,
Zu zeugen, Herr, von Dir,
Und Deinen Reichthum tragen,
Zu allen Armen hier,
Wo Du voran geschritten,
Da soll es Keinem grau'n,
Zu folgen Deinen Tritten,
Und himmelwärts zu schau'n.

# Hirtentreue.

Seht ihr auf den grünen Fluren
Jenen holden Schäfer ziehn?
Seht ihr auch auf seinen Spuren
Schöner alle Felder blühn?
Kennt ihr nicht die frommen Heerden?
Schauet an den Schäferstab,
Den der Vater in dem Himmel
Seinen treuen Händen gab.

Schaut: Ein Lamm hat sich verlaufen,
Und er eilet schnellen Laufs,
Läßt den andern ganzen Haufen,
Suchet sein verlornes auf.
Auf den Schultern heimgetragen
Bringt es der getreue Hirt;
Keines darf nun ängstlich zagen,
Sei es noch so weit verirrt.

Möchtet ihr auf dieser Erde
Fühlen solche treue Hut,
Müßt ihr Schäflein Christi werden;
Denen giebt er selbst sein Blut.

Herr, mein Gott, auf Deine Weiden,
An Dein Brünnlein leite mich;
So durch Freuden, als durch Leiden,
Führe Du mich seliglich.

# Kindliche Einfalt des Glaubens,

oder:

# Der Regenschirm zur rechten Zeit.

Vor einiger Zeit litten mehrere Grafschaften in England durch eine große, anhaltende Dürre. Einige gläubige Pächter, deren Ernte ernstlich bedroht schien, baten ihren Prediger, eine besondere Gebets-Versammlung zu halten, um den Herrn um Regen zu bitten. Die Versammlung wurde festgesetzt, und der Prediger, der sich ziemlich früh an Ort und Stelle einfand, hatte Zeit, sich noch mit mehreren Gliedern seiner Gemeine zu unterhalten. Unter den Anwesenden bemerkte er auch ein kleines Mädchen, eine Schülerin der Sonntagsschule, die allein von allen Gekommenen sich mit einem großen Regenschirm schleppte, den sie kaum tragen konnte. Verwundert näherte sich ihr der Prediger und sagte: „Aber, mein Kind, was fällt dir ein, dich bei so

herrlichem Wetter mit einem Regenschirm zu schleppen?“ Die Kleine sah ihn mit sichtlichem Erstaunen an und erwiderte: „Ich dachte, da wir hierher kämen, Gott um Regen zu bitten, würde ich auch wohl einen Regenschirm nöthig haben.“ — Der Prediger lächelte und die Versammlung begann. Noch während des Gebets erhob sich ein starker Wind; der eben noch so heitere Himmel überzog sich mit Wolken, bald zuckten die Blitze, und unter krachendem Donner ergoß sich ein Platzregen auf die ausgetrocknete Erde. Diejenigen unter den Versammelten, welche sich für den Empfang des erbetenen Segens nicht vorgesehen hatten, kamen bis auf die Haut durchnäßt nach Hause, während die kleine Marie und der Prediger, den sie mit unter ihr Familiendach nahm, wohlbeschützt nach Hause gelangten. „Das ist die Freudigkeit, die wir haben zu ihm, daß, so wir etwas bitten nach seinem Willen, so höret er uns. Und so wir wissen, daß er uns höret, was wir bitten, so wissen wir, daß wir die Bitte haben, die wir von ihm gebeten haben.“ 1. Joh. 5, 14. 15.

# Frühe üble Gewohnheiten.

Vor einigen Tagen besuchte der Erzähler dieses eine Familie, die in einem abgelegenen Theil der Stadt an einem Nebenwege wohnt, wo nur wenig Wagen vorbeifahren. Als er sich dem Hause näherte, stürzte ein Hund mit lautem, wüthenden Gebell heraus. Eine Dame rief ihm in gebietendem Tone zu, aber umsonst, — der Hund fuhr mit seinem Lärmen fort.

Als wir in's Zimmer gegangen waren und uns gesetzt hatten, bemerkte die Dame entschuldigend, der Hund sei sonst sehr gutartig und habe noch nie Jemanden gebissen; aber als er noch jung gewesen, hätten ihn muthwillige Knaben darauf abgerichtet, die Leute anzubellen, bis er es am Ende für seine Pflicht gehalten habe, jeden Ankommenden auf diese Weise zu begrüßen. Da nun alle Stunden des Tages Leute vorübergegangen wären, hätte Caro (so hieß der Hund) genug zu thun gehabt, um Alle gehörig anzubellen, und sein beständiges Wau Wau wäre am Ende höchst lästig geworden; er hätte auch

Scheltworte und Schläge genug deshalb erhalten, aber es hätte nichts geholfen. So war er denn zuletzt an diesen abgelegenen Ort, wo ich ihn fand, verbannt worden, denn sein Herr hatte gedacht, da hier nur so wenig Leute vorübergingen, würde er allmählig von seiner Gewohnheit abkommen. Aber auch das hatte offenbar nichts geholfen. Caro bellte jedesmal, wenn er Gelegenheit dazu fand. Wie das

Sprichwort sagt: „Jung gewohnt, Alt gethan", so geht es im Bösen, wie im Guten.

Wie mit diesem Hunde, geht es auch mit Menschen. Hierin gleichen sie sich vollkommen. In früher Kindheit oder Jugend nehmen sie oft schlechte Gewohnheiten an, die sie später nie wieder ablegen. Wenn

ich einen Taugenichts sehe, dem alle rechtlichen Menschen aus dem Wege gehen, denke ich bei mir: „Der hat sich gewiß in seiner Kindheit schlechte Dinge angewöhnt.“ Suchet daher, liebe Kinder, jetzt schon abzulegen, was Gott und euren Eltern mißfällt. Uebet euch in allem, was vor Gott und Menschen lieblich ist; mit der Zeit wird euch Manches, was euch jetzt noch schwer fällt, leicht werden. Gewohnheit wird, wie man zu sagen pflegt, zur zweiten Natur.

## Sehet die Lilien auf dem Felde.

Du schöne Lilie auf dem Feld',
Wer hat in solcher Pracht
Dich vor die Augen mir gestellt,
Wer dich so schön gemacht?

Wie trägst du so ein weißes Kleid,
Mit gold'nem Staub besät, —
Daß Salomonis Herrlichkeit
Vor deiner nicht besteht.

Gott hob dich aus der Erde Grund,
Hat liebend auf dich Acht,
Er sendet dir in stiller Stund'
Ein Englein bei der Nacht.

Das wäscht dein Kleid mit Thau so rein,
Und trocknet's in dem Wind,
Und bleichet es im Mondenschein,
Und schmückt sein Blumenkind.

Du schöne Lilie auf dem Feld,
In aller deiner Pracht
Bist du zum Vorbild mir gestellt,
Zum Lehrer mir gemacht?

Du schöne Lilie auf dem Feld,
Du kennst den rechten Brauch,
Du denkst, der hohe Herr der Welt
Versorgt sein Blümlein auch.

# „Kindlein, liebet einander."

Das kleine Annchen und ihr Bruder Franz spielten in der Kinderstube. Annchen war unvorsichtig

und traf ihren Bruder zufällig mit einem Ball. Das nahm er sehr übel, lief zur Mutter und verklagte seine Schwester, sie hätte ihm weh gethan, sie wäre ein böses Mädchen und müßte bestraft werden. Annchen kam mit Thränen in den Augen und sagte zu ihrem Bruder: „Zeige mir, wo ich dir weh gethan habe, ich will einen Kuß darauf geben, dann thut es nicht mehr weh." Aber Franz wollte nicht darauf hören, und Annchen ging betrübt fort und

brach in einen Strom von Thränen aus. Ihr kleines, liebevolles Herz fühlte sich bitter gekränkt.

Franz kam den ganzen Tag nicht wieder in's Zimmer. Als es Abend war, sagte seine Mutter zu ihm: „Geh und hole deine Schwester, ihr sollt euer Abendbrod haben.“ Franz lief in die Kinderstube, aber sie war nicht da, dann in den Garten, da war sie auch nicht. Dann lief er an den kleinen Bach hinunter, und da fand er sie endlich auf einer Moosbank eingeschlafen, eine helle Thräne noch auf ihrer Wange. Er konnte sich nicht überwinden, mit ihr zu sprechen, denn das Herz war ihm schwer bei diesem Anblick, und langsam und nachdenkend schlich er wieder nach Hause.

Den andern Morgen sagte die Mutter zu Franz, Annchen sei in der Nacht sehr krank geworden, er müsse ja keinen Lärm machen. Sie ward alle Tage schlimmer, und nicht viele waren vergangen, als die Mutter eines Morgens Franz bei der Hand nahm und mit sich allein in ihr Zimmer führte; da war Alles so still, und nichts zu hören, als das Gezwitscher der Vögel vor dem Hause. Da erzählte ihm seine Mutter, o mit welchem bittern Schmerz, daß Annchen todt sei.

Wie weinte Franz! Wie wünschte er nun, daß er jene Thräne von ihrer Wange küssen könnte. Ach,

es war zu spät! Jene kleinen runden Arme werden sich nie wieder um seinen Nacken schlingen, ihre warmen Lippen seine Wangen nie wieder berühren. Als es Abend war, und er zu Bett gebracht wurde, weinte und schluchzte er laut, und warf sich auf seinem Kissen unruhig hin und her, denn immer tönte ihm eine leise, sanfte Stimme in die Ohren, welche lispelte: „Zeige mir, wo ich dir weh gethan habe, ich will einen Kuß darauf geben, dann thut es nicht mehr weh.“

# Das kranke Kind.

Die Thräne vom Auge der Mutter rinnt,
In der Wiege da wimmert ihr krankes Kind:
„O Mütterlein liebes, mir ist so bang,
Wie lang muß ich leiden, wie lang, wie lang!“

Die Mutter, sie betet in trüber Stund'
Zum Heiland: „O mache mein Kind gesund!“
Ein zitterndes Stimmchen dazwischen schallt:
„O ja, lieber Heiland, recht bald, recht bald!“

Es lächelt das Kind mit klarem Blick,
Sinkt todesmüde in's Kissen zurück; —
Am Himmel winkt freundlich das Morgenroth —
Dein Kindlein, o Mutter, ist todt, ist todt!

# Der verschüttete Bergmannsknabe.

Liebe Kinder! Denkt ihr, wenn ihr beim warmen Kohlenfeuer sitzt, zuweilen daran, wo die Kohlen herkommen? Seht, eure Eltern bringen vielleicht, wenn der Winter kommt, eine Ladung Kohlen in den Keller, die für den ganzen Winter ausreicht; der liebe Gott aber hat einen viel tausendmal größern Vorrath davon schon vor undenklicher Zeit für alle seine Kinder aufgehäuft. Wißt ihr, wo? Tief unten in der Erde! Da ist sein großer Keller, worin er so viele Kohlen niedergelegt hat, daß man nicht nur einen Winter davon genug hat, sondern alle Winter, die noch kommen werden, bis daß die Welt unter-geht.

Viele Menschen sind beständig damit beschäftigt, die Kohlen aus diesem großen Keller heraus zu holen. An manchen Orten findet man sie nur, wenn man sehr tief hinabsteigt. Da werden dann Männer und Knaben an Seilen in die Gruben hinabgelassen, und wenn sie unten sind, so giebt's da Straßen, die tief

unter der Erde hinlaufen; einige Straßen gehen sogar unter den Grund des Meeres, so daß die darin Gehenden und Arbeitenden das Rauschen der Meereswellen über sich hören können. Manchmal sind diese unterirdischen Straßen so weit, daß Pferde und Wagen, die man an Seilen herabgelassen hat, darin gehen und die Kohlen fortschaffen können. An andern Stellen aber sind sie so enge, daß nur kleine Knaben hindurchkriechen können, indem sie kleine, mit Kohlen beladene Wagen mit den Händen vor sich herstoßen. Es versteht sich, daß da, wo man die Kohlen mit der Spitzhacke losmacht, es allzeit ziemlich geräumig ist, so daß es aussieht wie eine unterirdische Kammer oder Saal.

Viele Bergleute nehmen ihr Essen mit in die Gruben, und bleiben Tag und Nacht drunten, bis der Sonntag kommt; dann kommen sie heraus und freuen sich, wieder frische Luft zu athmen und das Tageslicht zu erblicken. Aber, was für Licht haben sie denn da unten? fragt ihr. Kein anderes, als die Lampen, die sie mit hinab nehmen und die von einem engen Drathnetz umgeben sind. Es sammelt sich nämlich häufig in den Kohlenbergwerken brennbare Luft an, oder Gas, wie sie's heißen. Sobald man dieser Luft mit einem Lichte nahe kommt, entzündet sie sich, brennt lichterloh empor, und es giebt dann

eine furchtbare Entladung. Durch das Drathnetz dringt zwar etwas Licht hindurch, jedoch keine Wärme, wovon die Luft in Brand gerathen könnte.

In einem großen Kohlenbergwerke in England trug es sich eines Tages zu, daß der Eingang des Schachtes verschüttet und alle darin befindlichen Bergleute theils begraben, theils eng eingeschlossen wurden. Man gab sich sofort alle Mühe, den Schacht wieder aufzugraben. Allein es dauerte ziemlich lange, bis sie den Schutt aufgeräumt hatten und die vergrabenen Bergleute fanden. Ach, sie waren alle todt! In der Ecke einer Kammer stießen sie auf den Leichnam eines Knaben, der eine mit Farbe angestrichene blecherne Lampenbüchse und einen verrosteten Nagel bei sich hatte. Und siehe! auf die Büchse hatte der Knabe etwas mit dem Nagel hingekritzelt. Als man's näher untersuchte, war's eine Schrift, die also lautete: „Klage nicht, liebe Mutter, denn wir singen und loben Gott hier unten." Auf der andern Seite der Büchse stand: „Johann, lebe wohl! Betrage dich gegen Gott und deine Mutter als ein guter Knabe."

Dies war sein letzter Gruß und seine letzte Botschaft an seine Mutter und an seinen Bruder. Wie köstlich ist's zu wissen, daß der liebe kleine Knabe in seiner hoffnungslosen Lage, ausgeschlossen vom Licht der Sonne, fast erstickt in der dunkeln Grube, dennoch

so herrlich die Frage deutete und beantwortete: „Was ist der Hauptzweck unsres Daseins?“ „Gott zu verherrlichen, und Ihn ewiglich zu genießen.“ Er verherrlichte Gott, indem er noch in seinen letzten Augenblicken seinem Bruder zu nützen, und seine Mutter zu trösten suchte, und er fing seinen ewigen Genuß Gottes dadurch an, daß er mit seinem letzten Athemzuge Ihn lobte und pries.

Möge es uns durch den Glauben an Christum gegeben werden, auch dereinst singend und Gott lobend sterben zu können.

## Der kluge Esel.

Fast überall hört man den Esel ein dummes und störriges Thier nennen, und es ist kein Wunder, daß du über den Titel staunst.

Mein Lehrer hatte einen Esel, der als dumm und bissig in der ganzen Schule verschrieen war. Wenn er aber hätte reden können, so hätte er den Schülern beweisen können, daß sie eigentlich den dummen Namen verdienten.

Das Grauthierchen mochte sein, wo es wollte, so hatte es keine Ruhe vor bösen Buben. Der eine zog den Esel beim Zaum, der andre zupfte ihn an den Ohren und der dritte plagte ihn mit einem spitzigen Stücke Holz, bis er ungeduldig wurde und um sich biß.

Valentin, der alte Knecht, konnte mit ihm umgehen, wie er wollte, und den Mädchen aß er aus der Hand, aber die Buben trieb er mit seinen Hufen

und Zähnen weit von sich. Warum das? Valentin liebte das alte Thier, reinigte und fütterte es sorgsam und trieb es mit freundlichen Worten an, wenn die Fuhre etwas schwer war. Die Mädchen streichelten seinen grauen Pelz und brachten ihm Brot, wenn sie

an seinem Stalle vorbeigingen, und spielten mit dem jungen Esel.

Hier liegt das Geheimniß. Der Esel war dumm, aber doch klug genug, die zu kennen, welche ihn freundlich behandelten, aber auch die, welche ihn plagten.

Und es ist mit den Menschen, wie mit den Thieren. Ein freundliches, zuvorkommendes Betragen macht Freunde. Jahre können oft verstreichen, und der Mensch selbst mag sterben, aber seines gefälligen Betragens wird immer noch gedacht. Deshalb, liebe Leser, strebet darnach, gefällig und zuvorkommend gegen Menschen und barmherzig gegen Thiere zu sein und, nebst dem Lohn hier auf Erden, wird euch noch ein Lohn im Himmel werden, denn unser Heiland preis't die Barmherzigen und Sanftmüthigen selig.

## Der gläubige Schiffsjunge.

Die „Cornelie", erzählt ein Missionar, war ein stark gebautes Segelschiff, aber einst meinten wir, sie wäre auf ihrer letzten Reise, da wir einen fünftägigen Sturm durchzumachen hatten.

Unter der Mannschaft befand sich ein Junge, der in der größten Heftigkeit des Sturmes eine Unerschrockenheit an den Tag legte, über die ich erstaunte. Das Meer und der Wind stürmten mit solcher Gewalt auf das Fahrzeug ein, daß wir jeden Augenblick glaubten, es müsse zertrümmert werden.

Als wir so in der Angst umhergeworfen wurden, kam hoch oben am Maste etwas außer Ordnung, welches sogleich wieder zurecht gebracht werden mußte.

Diese lebensgefährliche Arbeit befahl der Steuermann dem Knaben zu verrichten. Dieser schaut hinab in die tobende See, dann hinauf in die nassen schaukelnden Segel, und geht endlich quer über das Verdeck in seine Koje. Bald jedoch erscheint er wieder oben und klettert die Strickleiter hinauf. Ich folgte ihm mit den Blicken, bis es mich schauderte und Thränen meine Augen verdunkelten über den Todesgang.

Aber siehe, ob auch das Meer wüthet und wallet, und das Schiff sich dehnt und streckt und bäumt,

das Knäblein hängt fest wie eine Eichkatze, vollbringt seine Arbeit und kehrt wohlbehalten auf das Verdeck zurück.

Ich fragte den Schiffsjungen verwundert, warum er unter Deck gelaufen wäre, ehe er sich zum Klettern anschickte. Er antwortete: „Ich wollte erst beten, denn meine Mutter hat mir oft gesagt, wer sich auf Gott verläßt, den behütet er in jeder Gefahr.“ „Was hast Du aber da in der Tasche?“ fragte ich weiter. „Das ist mein liebes Testament! Ich dachte: Sollteſt du umkommen, so hast du doch Gottes Wort nah am Herzen.“

Wahrlich, ein schönes Beispiel kindlichen Vertrauens zu Dem, der verheißen: „Rufe mich an in der Noth, so will ich Dich erretten, so sollst Du mich preisen.“

---

# Abendlied.

Müde bin ich, geh' zur Ruh',
Schließe meine Augen zu;
Vater, laß das Auge Dein,
Ueber meinem Bette sein.

Hab' ich Unrecht heut gethan,
Vater, sieh' es gnädig an;
Deine Huld und Jesu Blut
Machen jeden Fehler gut.

Alle, die mir sind bekannt,
Laß sie ruh'n in Deiner Hand;
Alle Menschen groß und klein
Mögen Dir empfohlen sein.

Kranke Herzen tröste Du,
Müde Augen schließe zu;
Hoffnungslosen sende Licht,
Das die dunkle Nacht durchbricht.

# Washington und sein Vater.

Aus dem Leben frommer und großer Männer läßt sich auch für später Lebende Belehrung schöpfen. Wie die Glaubenshelden der Vorzeit uns in der Bibel zur Nachahmung vorgehalten werden, so hat es auch in neuerer Zeit Männer gegeben, deren Gottesfurcht und Tugenden wir uns zum Vorbild stellen dürfen. Unter Letzteren ist einer, der besonders in Amerika, als Befreier des Vaterlandes, hoch verehrt wird. Es ist Georg Washington, ehemaliger Präsident der Vereinigten Staaten Nord-Amerika's. „Und diesem großen Helden soll ich ähnlich werden?“ ruft irgend Einer meiner kleinen Leser, „das ist unmöglich.“ Unmöglich ist es nicht, soweit die Tugenden des Georg Washington in Betracht kommen, die schon in früher Jugend von ihm geübt wurden. Ganz besonders aber ist es seine Wahrheitsliebe, die ihn schon als Knaben auszeichnete und die aus folgender Erzählung hervorleuchtet.

Einst hatte ihm sein Vater eine Axt gegeben.

Solches Geräth liebt jeder Knabe, und auch Georg lief voller Freude im Garten umher, und versuchte in seinem Eifer die Schärfe seiner Axt fast an allem, was er sah. Endlich kam er an einen jungen Kirschbaum und hackte auch auf den lustig los, bis er endlich davon ging. Es traf sich jedoch, daß dieser Kirschbaum der Lieblingsbaum seines Vaters war. Nach einiger Zeit kam dieser des Weges, und sah mit schmerzlichem Erstaunen die angerichtete Verstümmelung. „Georg," sagte er ernst, „wer hat dies gethan?" Die Versuchung zur Unwahrheit war stark und leicht hätte der Knabe den Versuch machen können, des Vaters Argwohn auf einen Andern zu lenken. Doch die Aufrichtigkeit trug den Sieg davon. Mit bebender Lippe sah Georg zum Vater hinauf und sagte: „Vater, ich kann nicht lügen, ich hab' es gethan." Ach, der Verlust des Kirschbaumes kam nicht in Betracht neben der Wahrheitsliebe des Sohnes. Der Vater verzieh gern. Ja, oftmals werdet auch Ihr zur Unwahrheit gereizt. Dann sprechet aber mit Washington: „Ich kann nicht lügen," und komme was da wolle, redet die Wahrheit.

Die Wahrheit rede stets und wag' es nie zu lügen,
Den Menschen kannst du zwar, Gott aber nie betrügen.

# Das Spiel gewonnen, den Frieden verloren.

Ein kleiner Knabe von sechs Jahren war im Allgemeinen ein sehr artiges Kind. Er liebte seine Mutter zärtlich und that gern, was sie ihm befahl. Aber selbst artige Kinder und sonst gute Menschen begehen zuweilen Unrecht. So ging es unserm kleinen Knaben. Eines Nachmittages, nachdem er im Freien gespielt hatte, sah er traurig aus, sprach wenig und seufzte oft. Des Abends, als die Wärterin ihn zu Bett gebracht hatte, währte seine Unruhe fort. Der Knabe weinte und schluchzte und bat endlich die Wärterin, seine Mutter zu holen. Diese eilte auch schnell herbei, und als sie an's Bett kam, schlang der Kleine seine Arme um ihren Hals, brach in Thränen aus und sagte: „Liebe Mama, verzeih' es mir! Ich bin heute sehr unartig gewesen, denn ich habe die Unwahrheit geredet. Ich spielte

## Marmel mit meinen Vettern und gewann das Spiel

durch ein Versehen, das sie nicht bemerkten. Ich freute mich so sehr gewonnen zu haben, daß ich ihnen nicht sagte, wie es zugegangen wäre. Jetzt aber bin ich darüber so unglücklich, daß ich nicht einschlafen konnte, denn gewiß ist der liebe Gott böse auf mich. Du sagst ja, daß Er Alles sieht und weiß. Mama, was soll ich thun, damit Er mir verzeiht?" „Lieber Emil," antwortete die Mutter, „Gott ist allezeit bereit, denen zu vergeben, welche an Jesum Christum glauben, ihre Sünden wahrhaft bekennen und den festen Vorsatz fassen, mit Gottes Hülfe sich zu bessern. Vor Gott können wir nichts verbergen. Er weiß, wenn wir Unrecht thun; er weiß aber auch, wenn wir uns bemühen, recht zu

handeln. Er erhört unsere Gebete und führt uns Seine Wege. Bitte Ihn, um Christi Willen dir deine Sünde zu vergeben, und suche dich nicht wieder so zu versündigen."

Emil beherzigte der Mutter Belehrung. Er betete ernstlich um Vergebung und Gnade zur Besserung. Dann schlief er ein, um am nächsten Morgen froh zu erwachen.

Als er seine Vetter traf, erzählte er ihnen, daß er sie betrogen habe, und bat auch sie um Verzeihung. Denn, wenn unsre Reue eine wahre ist, so bekennen wir Beides, Gott und den Menschen, unsere Sünde. Von nun an wurde Emil in allen Dingen ehrlich und aufrichtig.

Wo ich bin und was ich thu',
Sieht mir Gott mein Vater, zu.

## Das fröhliche Kind.

Ich bin so frei, ich bin so froh,
Mein Herr im Himmel macht mich so.
Er ruft bei meinem Namen mich,
Drückt an das Herz mich inniglich.

Und wenn ich Abends geh' zur Ruh',
Deckt Er sein Kindlein selber zu;
Haucht es mit Seinem Odem an,
Daß ihm nichts Böses nahen kann —
Stellt um das Bett die Engelein,
Und spricht: „In Frieden schlaf' nun ein,
Bis daß die Morgensonn' erwacht,
Und dich auf's Neue fröhlich macht."

# Der junge Märtyrer.

In der Zeit der grausamen Verfolgungen der Christen unter der Regierung des Kaisers Diocletian (ungefähr 300 Jahre nach Christi Geburt), gingen die Worte des Königs David in Erfüllung: „Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast Du eine Macht zugerichtet, um Deiner Feinde willen, daß Du vertilgest den Feind und den Rachgierigen.“ Der Tod eines kleinen Märtyrers war eine Bekräftigung jener Worte.

In der Stadt Antiochien, wo die Jünger zuerst Christen genannt wurden, ward ein Prediger der Gemeinde von Cäsarea — der Ort, von wo der fromme Hauptmann der römischen Soldaten zum Apostel Petrus schickte — den grausamsten Martern unterworfen, um seinen Glauben zu prüfen und ihn zu zwingen, seinen Herrn und Heiland zu verleugnen. Aber unter den furchtbarsten Qualen hielt er fest an dem Bekenntniß seines Glaubens, daß nur „Ein

Gott, und Ein Mittler ist zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus."

Da ihm das wiederholte Fragen, ob er die vielen heidnischen Götter anerkennen wolle, lästig wurde, so sagte er seinen Peinigern, daß sie an irgend ein kleines Kind die Frage richten sollten, ob es besser sei, Einen Gott anzubeten, den Schöpfer des Himmels und der Erde, und Einen Heiland, — durch den wir zu Gott kommen könnten, — oder die vielen Götter zu verehren, denen die Römer dienten. Es traf sich nun, daß eine römische Mutter, mit einem neunjährigen Knaben an der Hand, in die Nähe des armen Märtyrers gekommen war. Mitleid oder der Wunsch, ihm zu helfen, hatte sie wahrscheinlich dahin geführt. Aber Gottes Vorsehung hatte eine unerwartete Prüfung für sie bestimmt, denn sobald der Richter die Worte des Märtyrers vernahm, fiel sein Blick auf den Knaben und er forderte nun den Christen auf, an diesen jene Frage zu richten. Das geschah und zum großen Erstaunen Vieler der Umstehenden erwiderte der Knabe: „Es ist ein einiger Gott, und Christus und der Vater sind eins."

Als der Richter das hörte, wurde er mit neuer Wuth erfüllt und rief: „Das ist ein Betrug, Du böser Christ! Du hast dem Knaben diese Antwort zugeflüstert!" Darauf, indem er sich an das Kind

wandte, sagte er in etwas milderem Tone: „Knabe, wer lehrte dich so zu antworten? Von wem hast du diesen Glauben?“

Indem er einen flüchtigen Blick auf seine Mutter warf, erwiderte der Knabe: „Durch Gottes Gnade gelangte meine liebe Mutter dazu, und als ich noch ganz jung war, sagte sie mir schon, daß Jesus Christus die kleinen Kinder liebe, und deshalb habe ich Ihn auch lieb.“

„Wir wollen nun sehen, was die Liebe Christi für dich thun kann!“ rief der grausame Richter; und auf ein Zeichen von ihm, ergriffen die Häscher, welche mit Ruthen bereit standen, den armen, zitternden Knaben.

Gern würde die Mutter ihr Kind befreit haben, selbst mit Aufopferung des eignen Lebens. Aber dazu war sie nicht im Stande, sondern konnte ihm nur zuflüstern, auf Christi Liebe zu vertrauen und an der Wahrheit fest zu halten. Und der arme Knabe setzte sein Vertrauen in diese Liebe, so daß alle Grausamkeit seiner Peiniger ihn nicht davon zu trennen vermochte.

„Was kann die Liebe Christi jetzt für ihn thun?“ fragte der Richter, als der Rücken des armen Knaben mit blutigen Striemen bedeckt war.

„Sie setzte ihn in den Stand, das zu erdulden,

was sein Heiland für ihn und uns Alle erduldete," antwortete die Mutter.

Abermals wurde der Knabe geschlagen, um seine Mutter zu peinigen.

„Was kann die Liebe Christi nun für ihn thun?" fragte der Richter von Neuem. Und die Thränen flossen selbst aus den Augen der Heiden, da die Mutter, tausendmal mehr gepeinigt als ihr Sohn, antwortete:

„Sie lehrt ihn, seinen Feinden und Verfolgern zu vergeben."

Der Knabe sah, wie die Augen seiner Mutter flehend zum Himmel gerichtet waren; und er dachte an die Leiden, welche sein Herr und Heiland erduldete. Als seine Peiniger ihn darauf fragten, ob er jetzt nicht die falschen Götter verehren und Christum verleugnen wolle, antwortete er entschlossen: „Nein; denn es giebt nur Einen Gott. Jesus Christus ist der Erlöser der Welt; Er liebte mich, und deshalb liebe ich ihn auch."

Als darauf der arme Knabe durch die wiederholten Schläge ohnmächtig geworden war, warf man seinen zerfetzten Körper der Mutter mit den Worten in die Arme: „Sieh', was die Liebe Christi jetzt für ihn thun kann!" Worauf die Frau zur Antwort gab, indem sie ihren Sohn voll Inbrunst an's

Herz drückte: „Jene Liebe wird ihn vom Grimm der Menschen erlösen und ihm den Frieden des Himmels verleihen.“

„Liebe Mutter,“ lispelte der erschöpfte Knabe, „gieb mir einen Trunk Wasser aus unserm kühlen Brunnen.“

„Mein Kind,“ erwiderte sie, „das würde zu lange dauern; denn ehe es geholt werden kann, trinkst Du schon von dem Wasser des Lebens im Himmel.“

Sie fuhr fort, indem sie zu dem kleinen Märtyrer sagte: „Du hast bereits das Wasser geschmeckt, welches in das ewige Leben quillet — die Gnade Jesu Christi, welche Er den kleinen Kindern verliehen hat, du sprachst die Wahrheit aus Liebe zu Ihm. Mache dich jetzt auf, denn dein Heiland ruft Dich. Möge Er deiner Mutter mit Seiner Gnade beistehen, dir auf dem Wege der Gerechten zu folgen!“

Der Knabe schlug noch einmal seine Augen auf, blickte nach der Richtung, wo der ältere Märtyrer sich befand, und sagte abermals: „Es giebt nur Einen Gott, und Jesum Christum, den Er gesandt hat!“ worauf er verschied.

# Der Himmel.

Du lieber Gott, ich weiß es schon,
Du sitzst auf einem gold'nen Thron,
Du sitzst im schönen Himmelssaal,
Du blitzst von Sternen ohne Zahl.

Die Mutter sagt: Dein Angesicht
Wär' lauter freundlich mildes Licht;
Ach, könnt' ich einmal zu Dir geh'n
Und Dich in Deinem Himmel seh'n!

Doch der ist noch für mich zu weit,
Die Mutter sagt: In spät'rer Zeit,
Muß nur recht fromm und gläubig sein,
Dann führst Du selber mich hinein.

# Gottes Wunderwege.

In Berlin hatte sich ein junger Student eingemiethet. Dieser wurde krank und sein Freund, ein junger Arzt, besuchte und behandelte ihn mit selbstverläugnender Liebe. Beide waren aber leider fern von Gott und seiner Gnade. Wie die Krankheit immer höher stieg, befahl der Arzt, das Bett so weit als möglich vom Fenster zu rücken, damit das Licht nicht schädlich einwirke. So lag denn der Kranke jetzt in der Ecke seiner Kammer, dicht an einer dünnen Wand, die sein Zimmer von dem des Wirthes trennte. Kaum aber steht sein Bett dort, so hört er, zuerst leise, dann immer deutlicher, wie Jemand ihm die Worte in's Ohr ruft: „Heut' lebst Du, heut' be-

kehre Dich, wenn morgen kommt, kann's ändern sich.“ Diese Worte wiederholen sich immer und immer wieder. Er hört noch andre Strophen des Liedes, die haften nicht in seinem Gedächtniß, diese aber kann er nicht los werden; es ist, als ob sie mit unauslöschlichem Feuer in sein Herz eingeschrieben werden. Sein Freund, der Arzt, kommt wieder, um ihn zu besuchen; er ergreift seine Hand, fühlt seinen Puls und fragt sehr theilnehmend nach seinem Befinden, aber die Antwort, die er erhält, erschüttert ihn. Mit durchdringendem Blick sieht ihn der Kranke an und erwidert auf alle Fragen nur das Eine: „Heut' lebst Du, heut' bekehre Dich, wenn morgen kommt, kann's ändern sich.“ — „Was ist Dir,“ sagt der Arzt, „Du bist ganz verändert. Was soll das bedeuten? Dein Fieber hat nachgelassen, der Puls ist viel ruhiger, sonst würde ich sagen, Du sprächest irre und phantasirtest.“ Die einzige Antwort, die er erhält, ist: „Heut' lebst Du, heut' bekehre Dich.“ Unwillig verläßt ihn der Arzt, kann aber auf seinem Wege nach Hause den Blick und die Stimme seines Freundes nicht aus dem Gedächtniß verwischen und wie er ihn den nächsten Tag wieder besucht, findet er ihn viel besser und ruhiger, aber ernst und umgewandelt, mit der Bibel in der Hand. Der frühere Leichtsinn war verschwunden, das Werk

der Gnade hatte angefangen in seinem Herzen, und

auch der Arzt schenkte den Einladungen des Geistes Gottes, die durch den Mund seines Freundes an ihn ergingen, ein williges Gehör. — Wunderbar! Es hatte sich nämlich ereignet, daß eben an dem Tage, als das Bett umgestellt wurde, der junge Sohn des Wirths seine Aufgabe in der Schule nicht gelernt hatte, die in jenem Liede aus dem Gesangbuch bestand. Der Vater stellte ihn deshalb in die Ecke, um das Lied sich fest einzuprägen und das war grade die Ecke, in welcher unser Kranke den Morgen hingestellt worden war, und die Stube war nur durch eine dünne Wand von der des Kranken getrennt. So wunderbar ruft und sammelt der Herr die Seinen. Seine Wege sind in großen Wassern; wer aber darauf achtet, hat seine Lust daran.

# Lasset die Sonne nicht über eurem Zorn untergehen.

Bischof Johannes von Konstantinopel war einst mit einem vornehmen Manne, Namens Nicetas, in Wortwechsel gerathen. Obgleich nun das Unrecht auf Seite des Nicetas war, so kam ihm doch der Bischof mit dem Anerbieten der Versöhnung zuvor. Als der Tag zu Ende ging, sandte er einen von seinen Geistlichen zu Nicetas und ließ ihm sagen: „Herr, die Sonne will untergehen!“ Dieser verstand den Bischof, eilte zu ihm und versöhnte sich willig und fröhlich mit ihm, ehe die Sonne unterging.

# Unſer Vater im Himmel ſorgt für uns.

Es iſt kein Mäuschen ſo jung und klein,
Es hat ſein liebes Mütterlein,
Das bringt ihm manches Krümchen Brot,
Damit es leidet keine Noth.

Es iſt kein liebes Vögelein
Im Garten draußen ſo arm und klein,
Es hat ſein warmes Federkleid;
Da thut ihm Regen und Schnee kein Leid.

Es ist kein bunter Schmetterling,
Kein Würmchen im Sommer so gering,
Es findet ein Blümchen, findet ein Blatt,
Davon es ißt, wird froh und satt.

Es ist kein Geschöpf in der weiten Welt,
Dem nicht sein eig'nes Theil ist bestellt,
Sein Futter, sein Bett, sein kleines Haus
Darinnen es fröhlich geht ein und aus.

Und wer hat das Alles so bedacht?
Der liebe Gott, der Alles macht,
Und sieht auf Alles väterlich,
Der sorgt auch Tag und Nacht für mich.

## Die Hunde des St. Bernhard.

Vier große Straßen führen aus der Schweiz über die Alpen nach Italien hinüber. Eine derselben geht über den Bernhard. Auf dem höchsten

Punkt dieser Straße, 8000 Fuß über der Meeresfläche, in einer öden, schneebedeckten Felsengegend steht das Kloster des heiligen Bernhard. Es ist ein großes, festes, viereckiges Gebäude, ganz allein stehend in der Bergwüste, und von Mönchen und Hunden bewohnt, die schon manchem armen Reisenden das Leben gerettet und dadurch ihren Namen in der ganzen Welt berühmt gemacht haben. Da das Kloster viel zu hoch liegt, als daß auch nur das schlechteste Gestrüpp oder die geringste Feldfrucht dort wachsen könnte, so muß jedes Stück Brennholz und jeder Bissen Brot aus dem unten am Fuße des Gebirges liegenden Dorfe, auf dem Rücken von Lastthieren mit großem Aufwande von Zeit und Kosten, mühsam hinaufgebracht werden. Rund um das Kloster her erheben grimmige Felsen ihre Häupter, ein kleiner Bergsee in der Nähe thaut kaum im August auf, und Schnee und Eis glänzt und glitzert dort überall den ganzen Sommer hindurch. Nur an den südlichen Abhängen und an der Sonnenseite der Felsen kommt etwa ein zartes Moos mit blauen und rothen Blumen hervor und zeigt, daß auch der rauheste Weg bisweilen ein freundliches Lächeln hat.

Der merkwürdigste Anblick aber, den man in dem Kloster haben kann, sind vielleicht die Hunde, die sich bei gutem Wetter unter dem großen Portal

sonnen und herumwälzen, große, breitschultigere, kurzhaarige, starkgebaute Kerle, denen schon mancher verirrte Wanderer, der sonst im Schnee umgekommen sein würde, sein Leben zu verdanken hatte. Von November bis Mai geht täglich ein treuer Knecht des Klosters, von einem der Mönche begleitet, den halben Weg zum Fuß des Gebirges hinab, um verirrte Reisende aufzusuchen. Zwei große Hunde folgen ihm, denen man ein Paar kleine Fäßchen mit Speise und Trank um den Hals, auch wohl eine Decke um den Rücken gebunden hat. Der Geruch dieser Thiere ist so scharf, daß sie einen Menschen in großer Entfernung spüren und den Weg zu ihm hin im dichsten Nebel und tiefsten Schneefall zu finden wissen. Oft sieht man von den Hunden, wenn sie sich durch den Schnee arbeiten, nichts als ihren großen, in die Höhe gerichteten Schweif.

Eins der berühmtesten dieser edlen Thiere war Barry, der nicht weniger als vierzig Menschen das Leben gerettet hat. Wenn er den eingeschneiten Wanderer lange mit seiner warmen Zunge beleckt hatte, und sich doch keine Spur des Lebens zeigte, pflegte er zum Kloster zurück zu kehren und Hülfe von dort zu holen. Eines Tages fand Barry einen armen Knaben, vor Frost eingeschlafen, auf dem berühmten Balsore-Gletscher. Er beleckte ihn, erwärmte

ihn, gab ihm zu trinken und trug ihn dann auf seinem Rücken in's Kloster. Nachdem Barry in solchen Liebesdiensten manche Jahre zugebracht hatte, wurde er aus dem Kloster in ein wärmeres und angenehmeres Quartier unten im Dorfe gebracht, wo er den Rest seiner Tage in ehrenvoller Ruhe zubringen durfte. Nach seinem Tode wurde er ordentlich begraben; die abgezogene Haut aber ist, ausgestopft, noch heute im Museum in Bern zu sehen. Da steht der treue Hund in Lebensgröße mit seinem Fäßchen um den Hals und seiner Decke um den Rücken, als wenn er sich eben auf den Weg machen wollte, sein Liebeswerk zu beginnen.

Diese Hunde haben meistens nur ein kurzes Leben. Viele sterben an Lungenkrankheiten, andere kommen durch den Fall von Lawinen oder durch andere Unfälle um. Weder Menschen noch Thiere können das rauhe Klima und die äußerst dünne Luft in der großen Höhe lange aushalten. Beide müssen oft in die Thäler hinabgehen, um sich in einem mildern Klima wieder zu erholen. Der jetzige Anführer der Hundeschaar ist Pluto, oder war es wenigstens, als ich zuletzt etwas vom Bernhardskloster hörte, ein großes starkes Thier, das schon manche Thaten der Rettung vollbracht hat, welche das Leben vieler mit Vernunft begabten Wesen beschämen können; denn wie

mancher Mensch wendet nicht einmal einen Gedanken, geschweige eine That daran, seinen Mitmenschen zu helfen.

# Das gefundene Taschenbuch.

„Mutter, Tom sagte, er glaube nicht, daß es einen Gott gäbe; er sagte, er habe Ihn nie gesehn; ich weiß nicht, ob ich es glaube, ich habe Ihn auch noch nie gesehen.“ So sprach der kleine John Clary zu seiner Mutter, indem er von draußen herein kam, vermuthlich aus Tom Jackson's Gesellschaft.

„Ich glaube, daß es einen Gott giebt,“ sagte die Mutter, und für diesmal sagte sie weiter nichts.

Einige Tage später stürzte John in die Küche und Tom hinter ihm her. „Sieh', Mutter,“ rief er, „was ich gefunden habe! Solch' ein niedliches Taschenbuch!“

„Ei, laß sehen,“ sagte die Mutter, „wo hast du das gefunden?“

„Im Walde. Wem sollte es wohl gehören?“

„Ich denke, es wird wohl im Walde gewachsen sein," sagte die Mutter.

„Im Walde gewachsen?" wiederholte John, erstaunt, wie seine Mutter so etwas denken könne. „Ein Taschenbuch im Walde gewachsen! Wer hat je so etwas gehört? Das ist ja gar nicht möglich!"

„Warum denn nicht?" fragte die Mutter.

Der Knabe besann sich ein wenig, wie er seine Meinung deutlich machen sollte, und sagte dann: „Mutter, das Taschenbuch ist ja mit Absicht so gemacht. Sieh', hier ist eine besondere Tasche für Banknoten, und hier ist eine kleine verborgene Tasche für Gold-Dollars, und hier ist ein Notizenbuch, und ein Platz für einen Bleistift dabei; und sieh' doch wie hübsch der gemacht ist! Es ist zugleich eine Goldfeder daran. Das Alles muß doch eigens zum Gebrauch so gemacht sein."

„Ja, wirklich, es ist mit Absicht so gemacht," sagte die Mutter, indem sie ihre Arbeit hinlegte und das Taschenbuch in die Hand nahm, um es näher zu betrachten. „Es ist eins der hübschesten Taschenbücher, das ich je gesehen habe. Im Walde kann es nicht gewachsen sein; vielleicht hat es sich selbst gemacht."

Die Knaben sahen sie mit großen Augen an, und wußten nicht, was sie von der Rede denken sollten.

„Mütterchen, du sprichst ja heute ganz närrisch,"

sagte John, „es muß doch ein Mensch mit Verstand gewesen sein, der dies gemacht hat.“

„Ja, ein Mann, der Kenntniß hatte,“ fügte Tom hinzu, „und es muß ein kluger Mann gewesen sein.“

„Woher weißt du das,“ sagte Frau Clary, „du hast ihn doch nicht gesehen.“

„Freilich habe ich ihn nicht selbst gesehn, aber ich sehe doch die Arbeit, die er gemacht hat, und das ist ja genug. Daß Jemand dies Taschenbuch gemacht hat, das weiß ich so gewiß, als wenn ich ihn gesehen hätte.“

„Ebenso gewiß?“ fragte Frau Clary, „wie so?“

„Ach, Mutter,“ sagte John mit großem Ernst, „du siehst doch wohl ein, das Taschenbuch ist nach einem gewissen Plan gemacht, und es muß also doch ein Mensch sein, der sich das ausgesonnen hat; das ist mit kurzen Worten die Sache, und es ist mir nicht anders, als hätte ich den Mann selbst gesehen.“

„Das heißt,“ sagte die Mutter, „dies Taschenbuch zeigt durch seine ganze Beschaffenheit, daß bei seiner Verfertigung eine verständige Absicht zu Grunde gelegen hat, und du schließest daraus, daß irgend Jemand dagewesen sein muß, der sich mit seinem Verstande dies ausgedacht hat.“

„Ja, so ist's,“ riefen beide Knaben. „Und es

würde ja ganz thöricht sein, etwas Anderes davon zu denken," setzte John hinzu.

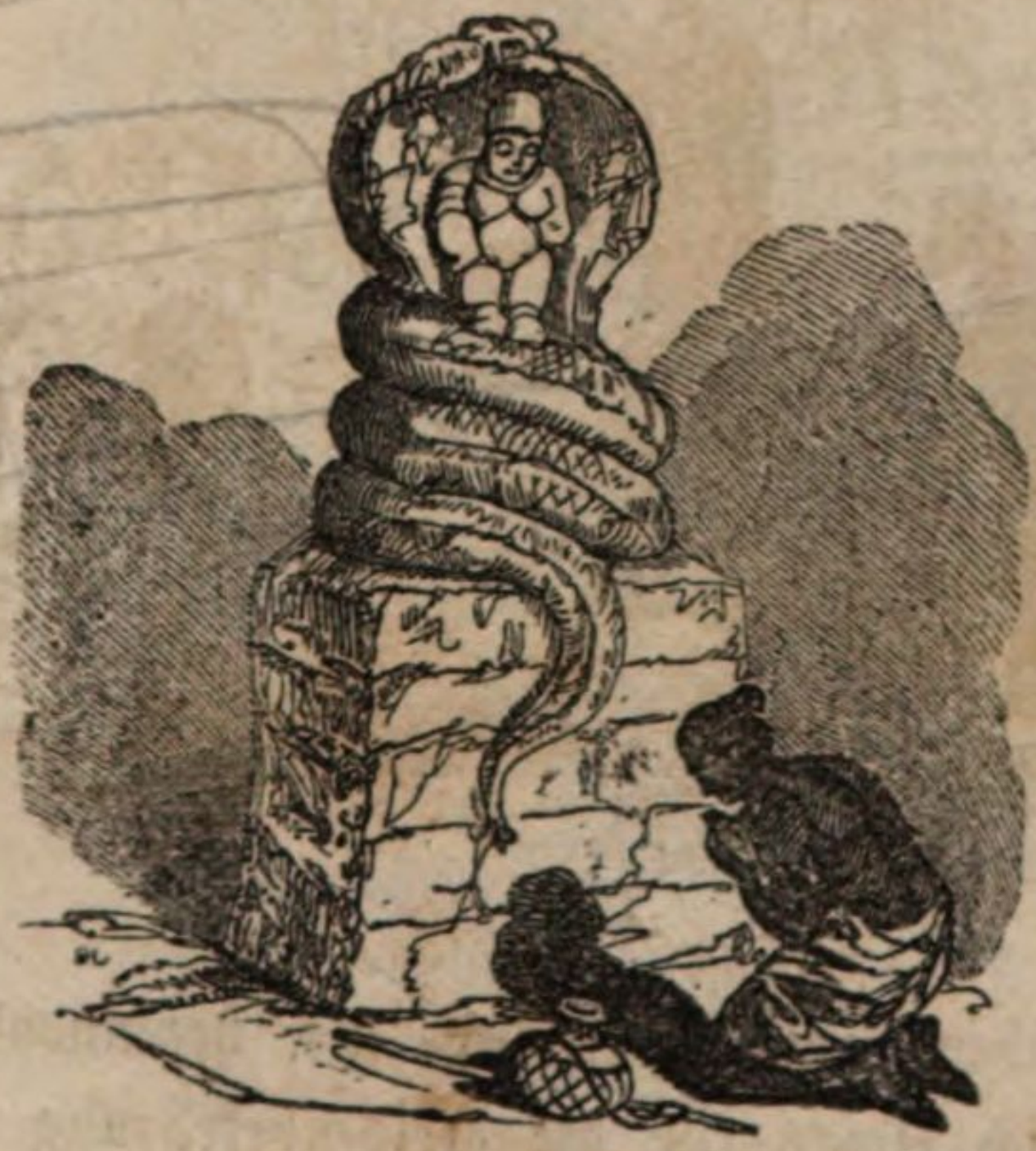
„Ich glaube es selbst," sagte die Mutter. „Und es ist ebenso thöricht," fuhr sie fort, indem sie die Knaben sehr ernsthaft ansah, „wenn man die wundervolle Einrichtung in allen natürlichen Wesen und Dingen um uns her sieht, und die Absicht, die dabei zu Grunde liegt, und die Kunst, womit sie gemacht sind, dennoch zu bezweifeln oder gar zu leugnen, daß es einen Gott giebt, der das Alles gemacht hat. Wer hat sich das Auge ausgesonnen und es so eingerichtet, daß man damit sehen kann, oder das Ohr, daß man damit hören, oder die Finger, daß man mit ihnen etwas anfassen kann? Können Augen, Ohren und Finger sich selber machen? Kann ein Mensch einen lebendigen Vogel machen? Wer hat die Sonne gemacht und sich das ausgesonnen, daß es immer Tag und Nacht wird? Ihr habt nie gesehen, wer alles dies so gemacht und eingerichtet hat, aber ihr könnt doch wissen, daß sich irgend Einer das Auge, das Ohr und die Finger und die Sonne und Alles vorher ausgedacht haben muß, weil in allen diesen Dingen, die ihr seht, Plan und Zweck ist. Und dieser Eine ist Gott, der ewige Geist, der große Schöpfer Himmels und der Erden."

Die Knaben schwiegen beschämt. Sie hatten

nicht erwartet, so aus ihrem eignen Munde gerichtet zu werden. Sie fühlten: Nur die Thoren sprechen in ihrem Herzen: Es ist kein Gott.

## „Sie hat gethan, was sie konnte."

Ein Prediger hatte die Kinder seiner Gemeinde versammelt und erzählte ihnen, wie die Heiden, die Einen hölzerne oder steinerne Bilder, die



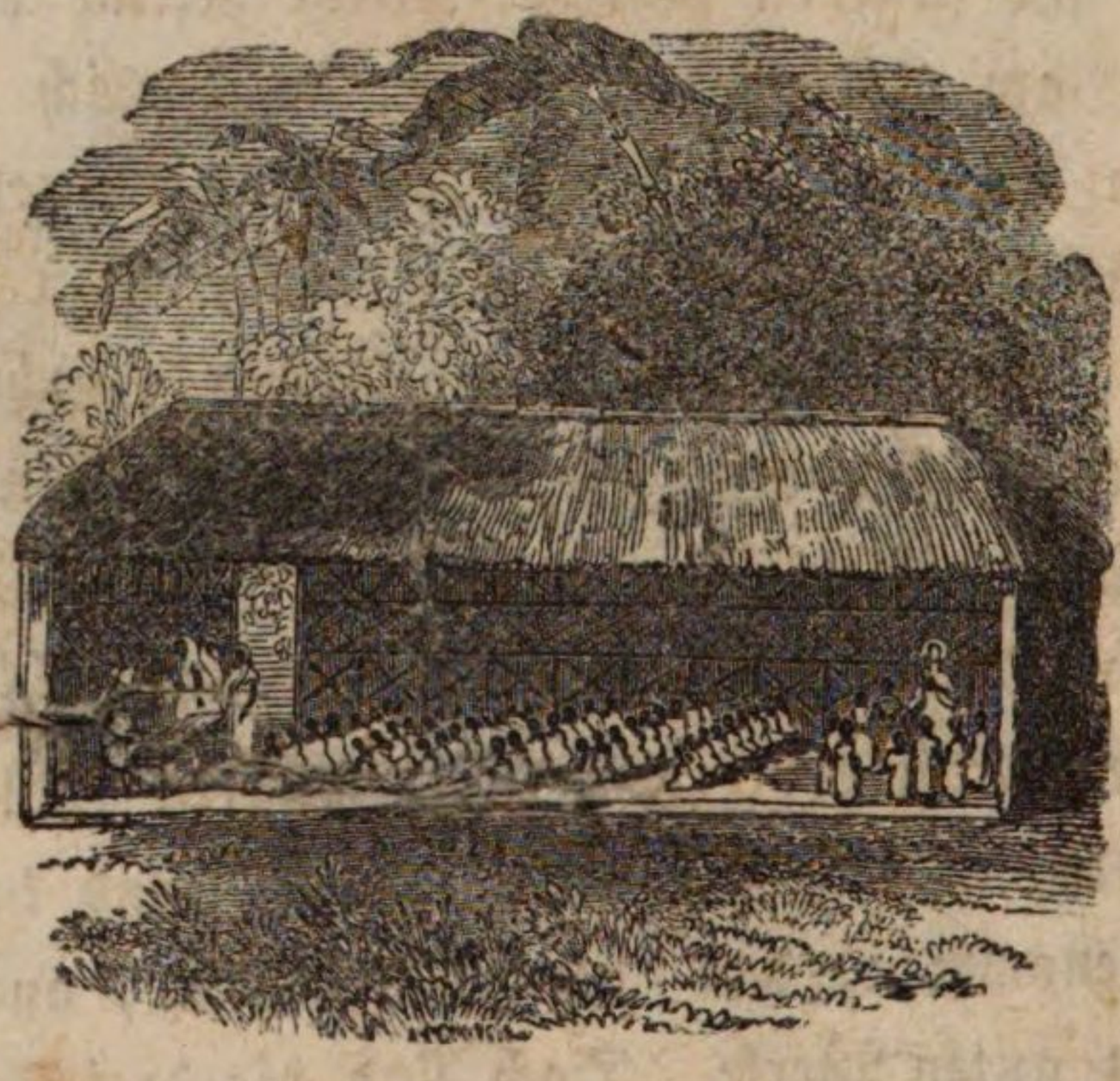
Andren Thiere, noch Andere Flüsse oder die Sonne anbeteten, und wie man bei ihnen unglückliche Eltern

sieht, die ihre eignen Kinder, besonders die Mädchen tödten, um die Ausgaben und Mühe der Erziehung zu sparen. Während seiner Erzählung bemerkte er ein schwächliches, blasses, kleines Mädchen, dessen glänzende Augen an seinen Lippen hingen, ohne auch nur ein Wort zu verlieren. Nachdem er zu Ende gesprochen hatte, zeigte der Prediger den Kindern kleine Büchsen, auf deren Deckeln Missionsscenen in Indien dargestellt waren; er bot sie den Kindern

zum Geschenk an, die in dem neu beginnenden Jahre wöchentlich etwas für die Heidenbekehrung bei Seite legen wollten. Da sah er, wie das kleine Mädchen seinen Arm um den Hals seines Vaters, eines armen

Schmieds, schlang, und ihm, auf die Büchsen zeigend, etwas zuflüsterte. „Wollen Sie eine Büchse für ihr Töchterlein?“ fragte der Prediger. Der Vater nahm eine, sagte jedoch: „Ich weiß aber nicht, ob mein armes Kind je etwas haben wird, hinein zu stecken.“ Ein Jahr verfloß, die Missions-Versammlung, in der die Büchsen zurückgegeben und geöffnet werden sollten, erschien. Der arme Schmied fehlte nicht, aber er war diesmal allein. Während des Sommers hatte er seine Frau verloren und vor zwei Tagen sein Töchterlein begraben. Weinend reichte er jetzt dem Prediger die Büchse und sagte: „Das ist die Büchse, die Sie ihr gegeben hatten. Meine Kleine hat mich gebeten, am Ende jeder Woche, in der ich mit ihr zufrieden gewesen sei, einen Sou von meinem Verdienst für ihre Büchse zu geben. Der Sou hat nie gefehlt. Es sind zwei und fünfzig Wochen verflossen, es müssen also zwei und fünfzig Sous darin sein; bitte, zählen Sie.“ Der Prediger zählt und findet drei mehr, als die angegebene Zahl. Der erstaunte Vater zählt und zählt wieder; endlich ruft er: „Das verstehe ich nicht. Mein Kind hätte nie etwas genommen, das ihm nicht gehörte, auch nicht zu einem guten Werke. Doch sind die drei Sous da. Ich habe sie ihm nicht gegeben, wo kommen sie her?“ Diese Sache quälte ihn so, daß er, als er am

nächsten Tage Besuch von einer frommen Dame bekam, die sein Kind sehr lieb gehabt, ihr seinen Kummer mittheilte. „Ich kann Sie beruhigen," sagte die Dame. „Am Tage vor ihrem Tode besuchte ich Ihre kleine Tochter, und da sie starkes Fieber hatte, fragte ich sie, ob der Saft einer Apfelsine sie erquicken würde. Sie antwortete: Ja! Ich hatte eben einige Einkäufe in der Stadt gemacht und da mir nur drei Sous übrig geblieben, gab ich diese Ihrer Tochter, damit sie sich eine Apfelsine dafür kaufen ließe. Ich erinnere mich sehr wohl, daß die Missionsbüchse auf dem Bette stand." — „Gott sei gelobt,"



rief der Vater, „und möge Er mir meinen Argwohn verzeihen! Die Apfelsine, das weiß ich gewiß, ist

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Blüthen und Früchte für die liebe Jugend

Hamburg 1861
Paed.pr. 4424
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761793-2